

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:

„Die Freiheit muss sich mit der
Wahrheit verbinden“

195

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:

Irreführende Sakramentenspendung

198

Dr. Andreas Püttmann

„Dem Kaiser, was des Kaisers,
und Gott, was Gottes ist“

207

Katholisches Wort in die Zeit

39. Jahr Juli 2008



INHALT

Papst Benedikt XVI.:
„Die Freiheit muss sich mit
der Wahrheit verbinden“ 195

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Irreführende Sakramentspendung ... 198

Prof. Dr. Lothar Roos:
Vom „glücklichen Leben“ und von der
„Unsterblichkeit der Liebe“ 200

Marianne Müller:
Herr, was möchtest du,
dass ich tue? 205

Dr. Andreas Püttmann
„Dem Kaiser, was des Kaisers,
und Gott, was Gottes ist“ 207

Jürgen Liminski:
Neue Tendenzen, neue Gefahren 210

Nathanael Liminski:
Der lange Weg ins Weite 214

Prof. Dr. Konrad Löw:
Die Deutschen und ihre jüdischen
Mitbürger 216

Auf dem Prüfstand 218

Zeit im Spektrum 220

Bücher 222

Veranstaltungen 223

Impressum „Der Fels“ Juli 2008 Seite 223
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Hl. Christopherus
Belser Kunstkalender 1993

Fotos: 197, 202, 203, 204, Archiv; 200, 207, 217
Renate Gindert; 205 www.marthe-robin.de; 206 Ma-
rienne Müller; 208 Evangelium im Bild, Kösel Verlag,
München, 1954, S. 204; 209 <http://muenzen-ritter.de>;
211, 212, 213 Liminski; 215 KNA-Bild;



Es gibt Begegnungen von Menschen, bei denen über das Wetter und andere Belanglosigkeiten gesprochen wird, obwohl sie wissen, dass ungelöste Fragen zwischen ihnen stehen, die unbedingt angesprochen werden sollten. So bleibt das Geplauder freundlich, unbeschwert und unverbindlich. Damit wird nicht dem Streitgespräch das Wort geredet. Aber eine solche Begegnung bleibt dem anderen etwas schuldig, Eine Chance ist vertan. Vieles am 97. Katholikentag in Osnabrück erinnert daran. Die Medien berichteten über fröhliche Menschen, die Teilnahme von vielen Jugendlichen und Politikprominenz. Inhaltlich standen die Themen Umwelt, das Gespräch mit jüdischen Vertretern und Politikern und die Ökumene im Vordergrund. Aber sind das die vordringlichen Themen, die Katholiken heute bewegen, in einem Land, in dem noch 10-15% der Katholiken die Sonntagsmesse besuchen, die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation abreißt, der Religionsunterricht vielfach defizitär ist und der religiöse Analphabetismus sich ausbreitet? Wäre da das Thema „Neuevangelisierung ganz konkret“ nicht die zentrale Frage gewesen?

Papst Benedikt XVI. hat in seiner Botschaft an die Katholiken appelliert: „Überlasst die Gestaltung der Zukunft nicht nur anderen ... Nehmt mit dem Evangelium als Maßstab am politischen und gesellschaftlichen Leben in eurem Land teil! Wagt die Mitgestaltung der Zukunft als katholische Laien“.

Der deutsche Katholizismus habe sich in Osnabrück „entschlossen und selbstbewusst, dennoch durchaus problembewusst“ gezeigt (Konradtsblatt 33/08). Die Politikprominenz wurde für ihre

Statements zu „fairem Handel“ und zum „Klimaschutz“ mit viel Beifall bedacht. Wäre das auch der Fall gewesen, wenn den Politikern die „problembewusste“ Frage gestellt worden wäre, was sie denn zu tun gedenken gegen die verheerende demografische Entwicklung, gegen die Massenabtreibung, gegen das eingeschränkte Wahlrecht der Eltern für die Erziehung der Kinder in den ersten drei Jahren zuhause, gegen die Frühsexualisierung und die Einebnung der Geschlechterunterschiede durch die Genderideologie in den Schulen?

Die neu formulierte Karfreitagsbitte in der „Außerordentlichen Form“ der Liturgie, „dass Gott die Herzen der Juden erleuchte, damit sie Jesus Christus als Retter aller Menschen anerkennen“, hat offenkundig gemacht, wie wenig ernst das ZdK, aber auch Theologen und selbst einige Bischöfe, den Missionsauftrag Christi, der für alle gilt, nehmen.

Ein Bericht über die Ökumene war überschrieben „Nicht zu Lasten der Gemeinschaft“. Es wurde von „Lähmungserscheinungen“ und dem „Wunsch nach neuem Elan“ ganz im Sinne des „Machertums“, nicht aber von einer notwendig vorausgehenden „Bekehrung der Herzen“ gesprochen. Da war es gut, dass Bischof Müller von Regensburg vor einem „Relativismus gegenüber der Wahrheitsfrage“ warnte.

„Gott führt hinaus ins Weite“ hieß das Motto des 97. Katholikentages. Welche Weite ist damit gemeint? Bei aller fröhlichen Fahrt hätten wir doch gerne gewusst, welches Ziel angesteuert wird. Die unbeschwerte Unverbindlichkeit, wo keiner den anderen mit den existenten Problemen und mit der Wahrheit behelligt, wird uns dem Ziel, das uns Gott gesetzt hat, nicht näher bringen. Da ist es gut, dass Papst Benedikt XVI. das Paulusjahr ausgerufen hat. Mit seiner Botschaft haben wir einen guten Kompass für die Fahrt ins Weite.

*Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert*

„Die Freiheit muss sich mit der Wahrheit verbinden“

Mit besonderer Freude empfangen ich Euch zum Ende der Arbeiten, bei denen Ihr Euch damit beschäftigt habt, über ein altes und immer neues Problem nachzudenken: Verantwortung und Ehrfurcht im Hinblick auf das Entstehen des menschlichen Lebens. Ich begrüße in besonderer Weise Bischof Rino Fisichella, den Rektor der Päpstlichen Lateranuniversität, der diesen internationalen Kongress gefördert hat, und danke ihm für die Grußworte, die er an mich gerichtet hat. Mein Gruß richtet sich dann weiter an die Relatoren, Dozenten und alle Teilnehmer, die diese Tage intensiver Arbeit durch ihre Beiträge bereichert haben. Euer Beitrag fügt sich auf eindrucksvolle Weise in die umfangreichere Produktion ein, die im Laufe der Jahrzehnte zu diesem so kontroversen und doch für die Zukunft der Menschheit so entscheidenden Thema entstanden ist.

Ein Dokument, das zum Zeichen des Widerspruchs wurde.

Schon das Zweite Vatikanische Konzil hat sich mit der Konstitution „Gaudium et spes“ an die Wissenschaftler gewandt und sie dazu ermahnt, sich gemeinsam darum zu bemühen, zu einem einheitlichen Wissen und zu einer festen Gewissheit hinsichtlich der Bedingungen, die „eine sittlich einwandfreie Geburtenregelung“ (GS, 52) unterstützen können, zu gelangen. Mein Vorgänger ehrwürdigen Gedenkens, der Diener Gottes Paul VI., hat am 25. Juli 1968 die Enzyklika „Humanae vitae“ veröffentlicht. Dieses Dokument wurde bald zu einem Zeichen des Widerspruchs. In Folge einer schwierigen Entscheidung erarbeitet, stellt es eine wichtige Geste der Ermutigung dar, die Kontinuität in der Lehre und in der Tradition der Kirche zu bestätigen. Dieser Text, der häufig

Zum 40. Jahrestag der Enzyklika *Humanae vitae* von Papst Paul VI. (25.7.1968) fand im Mai in Rom ein internationaler Kongress der Lateran-Universität statt. Wir bringen im Folgenden die Ansprache, die Papst Benedikt XVI. am 10. Mai beim Empfang für die Kongress-Teilnehmer gehalten hat.

ungenau oder falsch verstanden wurde, hat auch deshalb für Diskussionen gesorgt, weil er am Beginn eines starken Protests stand, der das Leben ganzer Generationen gezeichnet hat. Vierzig Jahre nach seiner Veröffentlichung zeigt diese Lehre nicht nur ihre unveränderte Wahrheit, sondern auch die Weitsicht, mit der das Problem angegangen wurde. So wurde die eheliche Liebe innerhalb eines umfassenden Prozesses beschrieben; sie beschränkt sich weder auf eine Trennung von Leib und Seele, noch unterliegt sie reinen Gefühlen, die häufig kurzlebig und unsicher sind, sondern sie übernimmt die Verantwortung für die ganze Person und dafür, dass die Eheleute – welche sich in der gegenseitigen Annahme selbst in dem Versprechen treuer und ausschließlicher Liebe anbieten, die aus einer echten freien Entscheidung hervorgeht – alles miteinander teilen. Wie könnte sich eine solche Liebe gegenüber dem Geschenk des Lebens verschließen? Das Leben ist immer ein unschätzbare Wert. Bei jedem Teilhaben an seinem Entstehen nehmen wir die Macht des schöpferischen Wirkens Gottes wahr, der dem Menschen vertraut und ihn auf diese Weise dazu beruft, mit der Kraft der Hoffnung die Zukunft zu schaffen.

Das Lehramt der Kirche kann nicht darauf verzichten, auf immer neue und tiefere Weise über die funda-

mentalprinzipien der Ehe und der Zeugung nachzudenken. Was gestern wahr gewesen ist, bleibt auch heute wahr. Die Wahrheit, die in „*Humanae vitae*“ ausgedrückt wird, verändert sich nicht; ihre Lehre wird vielmehr gerade im Licht der neuen wissenschaftlichen Entdeckungen besonders aktuell und regt zum Nachdenken über den ihr innewohnenden Wert an. Der Schlüsselbegriff, um ihren Inhalt richtig zu erfassen, bleibt die Liebe. Wie ich in meiner ersten Enzyklika „*Deus caritas est*“ geschrieben habe: „Der Mensch wird dann ganz er selbst, wenn Leib und Seele zu innerer Einheit finden ... Es lieben nicht Geist oder Leib – der Mensch, die Person, liebt als ein einziges und einiges Geschöpf, zu dem beides gehört“ (Nr. 5). Ohne diese Einheit geht der Wert der Person verloren, und man gerät in die ernste Gefahr, den Leib als einen Gegenstand zu betrachten, den man kaufen oder verkaufen kann. In einer Kultur, in der das Haben die Vorherrschaft über das Sein hat, ist das menschliche Leben davon bedroht, seinen Wert zu verlieren. Wenn die Ausübung der Sexualität sich in eine Droge verwandelt, die den Partner den eigenen Wünschen und Interessen unterwerfen will, ohne die Zeiten der geliebten Person zu berücksichtigen, dann muss nicht mehr nur die wahre Vorstellung von der Liebe geschützt werden, sondern vor allem die Würde der Person. Als

Gläubige dürfen wir niemals zulassen, dass die Vorherrschaft der Technik die Qualität der Liebe und die Heiligkeit des Lebens entwertet.

Nicht zufällig beruft sich Jesus, wenn er über die menschliche Liebe spricht, auf das, was Gott am Anfang der Schöpfung geschaffen hat (vgl. Mt 19, 4–6). Seine Lehre verweist auf einen ungeschuldeten Akt, durch den der Schöpfer nicht nur den Reichtum seiner Liebe ausdrücken wollte, die sich im Geschenk an alle öffnet, sondern er wollte auch ein Beispiel statuieren, an dem sich das Handeln der Menschheit ausrichten soll.

Das natürliche Sittengesetz regelt auch die Ehe

In der Fruchtbarkeit der ehelichen Liebe haben der Mann und die Frau am Schöpferakt des Vaters teil und machen sichtbar, dass am Ursprung ihres ehelichen Lebens ein aufrichtiges „Ja“ steht, das öffentlich ausgesprochen und in der Gegenseitigkeit gelebt wird und dem Leben gegenüber immer offen bleibt. Dieses Wort des Herrn bleibt in seiner tiefen Wahrheit

stets unverändert und kann aus den verschiedenen Theorien, die einander im Laufe der Jahre gefolgt sind und gelegentlich sogar im Widerspruch zueinander standen, nicht wegradiert werden. Das natürliche Sittengesetz, das die Grundlage der Anerkennung von der wahren Gleichheit der Personen und der Völker bildet, verdient es, als die Quelle anerkannt zu werden, von der sich auch die Beziehung der Eheleute in ihrer Verantwortung, neue Kinder zu zeugen, anregen lassen sollte. Die Weitergabe des Lebens ist in die Natur eingeschrieben, deren Gesetze als ungeschriebene Norm bestehen bleiben, auf die sich alle beziehen müssen. Jeder Versuch, den Blick von diesem Prinzip abzuwenden, bleibt fruchtlos und schafft keine Zukunft.

Es ist dringend notwendig, dass wir ein Bündnis wieder entdecken, das – solange es respektiert wurde – immer fruchtbar gewesen ist; in ihm stehen die Vernunft und die Liebe im Vordergrund. Ein scharfsinniger Lehrmeister wie Wilhelm von Saint Thierry hat Worte schreiben können, die wir auch für unsere Zeit

als zutiefst wahr empfinden: „Wenn die Vernunft die Liebe unterweist, und die Liebe die Vernunft erleuchtet, wenn die Vernunft sich in Liebe verwandelt und die Liebe darin einwilligt, innerhalb der Grenzen der Vernunft zu bleiben, dann können sie etwas Großes hervorbringen“ (De natura et dignitate amoris, 21,8). Was ist dieses „Große“, dem wir beiwohnen können? Es ist das Entstehen der Verantwortung für das Leben, welche die Gabe, mit der sich jeder dem anderen schenkt, fruchtbar macht. Es ist die Frucht einer Liebe, die zu denken und sich in voller Freiheit zu entscheiden weiß, ohne sich übermäßig von dem möglicherweise erforderlichen Opfer beeinflussen zu lassen. Hieraus geht das Wunder des Lebens hervor, das die Eltern an sich selbst erfahren, indem sie das, was sich in ihnen und durch sie erfüllt, als etwas Außerordentliches erfahren. Keine mechanische Technik kann den Akt der Liebe ersetzen, den zwei Eheleute als Zeichen eines größeren Geheimnisses austauschen, das sie als Hauptfiguren und Beteiligte der Schöpfung sieht.

Wir bitten all unsere Leser, denen es möglich ist, uns auch weiterhin durch **Spenden zu helfen, ohne die wir die Zeitschrift nicht herausbringen können. Alle unsere Freunde aber bitten wir, unsere Arbeit durch ihr **Gebet** mitzutragen.**

Einzahlung Deutschland:

➔ **Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG,**
KontoNr.: 514 75 22 , BLZ: 700 916 00 oder

➔ **Postbank München** KontoNr.: 903 166 809,
BLZ 700 100 80

Österreich: Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,
KontoNr.: 2 493 378, BLZ 55 000;

Für übrige EU-Länder: (statt Kontonummer die IBAN und statt BLZ die BIC)
IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und
BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GEN ODE F1 DSS

Ein herzliches Vergelt's Gott für ihr Wohlwollen.

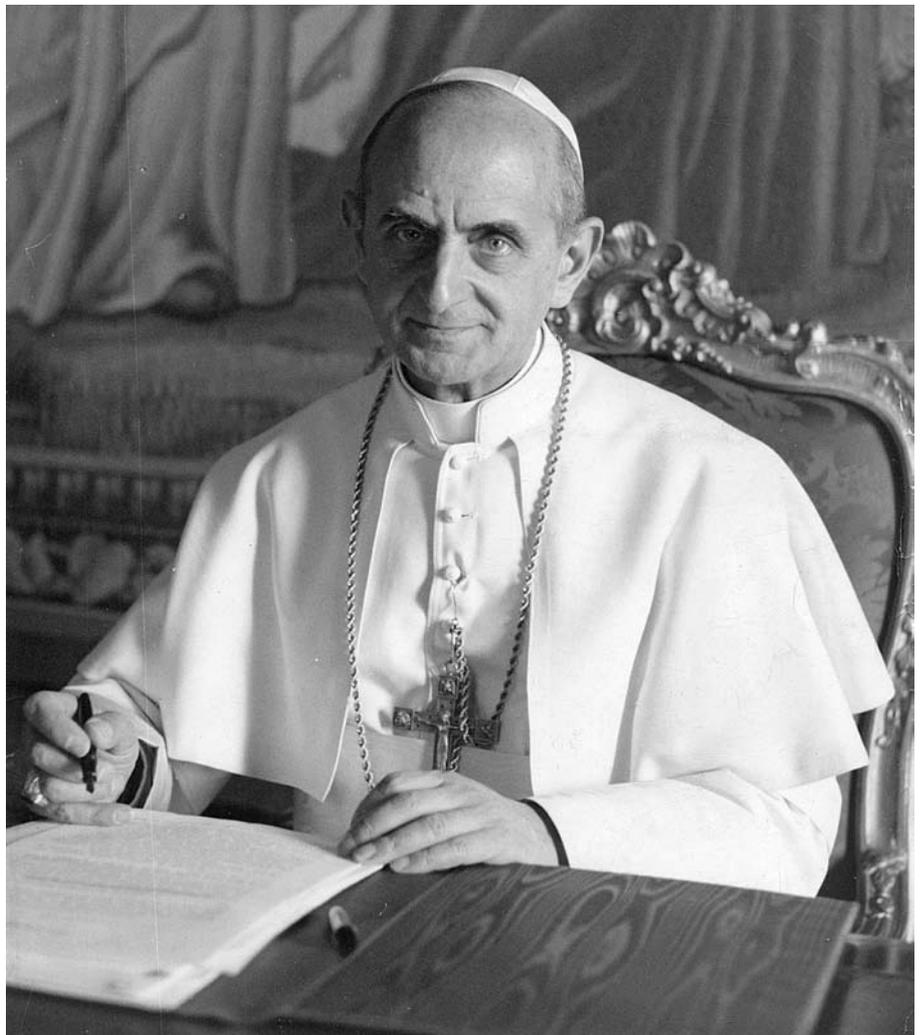
Ihre Fels-Redaktion

Leider sind immer häufiger traurige Fälle zu beobachten, in welche die Jugendlichen hineingezogen werden, deren Reaktionen zeigen, dass sie weder eine genaue Kenntnis vom Geheimnis des Lebens haben, noch von den Risiken, die ihre Gesten beinhalten. Die dringend notwendige Bildung, auf die ich häufig hinweise, hat bevorzugt das Thema des Lebens zum Inhalt. Ich wünsche mir wirklich, dass vor allem den Jugendlichen ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird, damit sie die wahre Bedeutung der Liebe erfahren können und sich daher mit einer angemessenen Erziehung auf die Sexualität vorbereiten, ohne sich von kurzlebigen Botschaften ablenken zu lassen, die sie daran hindern, das Wesentliche der auf dem Spiel stehenden Wahrheit zu erreichen.

Die Gefahr eines erdrückenden Egoismus lauert

Im Bereich der Liebe falsche Illusionen zu machen oder hinsichtlich der echten Verantwortung zu täuschen, die zu übernehmen man durch die Ausübung der eigenen Sexualität aufgerufen ist, macht einer Gesellschaft keine Ehre, die sich auf die Grundsätze der Freiheit und der Demokratie beruft. Die Freiheit muss sich mit der Wahrheit verbinden und die Verantwortung mit der Kraft der Hingabe an den anderen, auch mit dem Opfer; ohne diese Komponenten wächst die Gemeinschaft der Menschen nicht, und es lauert stets die Gefahr, dass sich die Menschen in einen erdrückenden Egoismus verschließen.

Die in „*Humanae vitae*“ zum Ausdruck gebrachte Lehre ist nicht einfach. Sie entspricht jedoch der fundamentalen Struktur, durch die das Leben von der Erschaffung der Welt an immer weitergegeben worden ist, in der Achtung der Natur und in Übereinstimmung mit ihren Erfordernissen. Der Respekt vor dem menschlichen Leben und der Schutz der Würde der Person zwingen uns, nichts unversucht zu lassen, damit allen die echte Wahrheit der verantwortlichen ehelichen Liebe mitgeteilt werden kann, in der vollen Zustimmung zu dem Gesetz, das in das Herz jeder Person eingeschrieben ist. Mit diesen Empfindungen erteile ich Euch allen den Apostolischen Segen. □



Papst Paul VI. veröffentlichte am 25. Juli 1968 seine Enzyklika „Humanae vitae“ – „Über die rechte Ordnung der Weitergabe menschlichen Lebens“. Sie wurde damals weithin zum „Zeichen des Widerspruchs“. Heute wird sie wenigstens innerhalb der Kirche mehr und mehr als „prophetisches Zeichen“ erkannt. Papst Benedikt XVI.: „Vierzig Jahre nach ihrer Veröffentlichung zeigt diese Lehre nicht nur ihre unveränderte Wahrheit, sondern auch die Weitsicht, mit der das Problem angegangen wurde ... Die Wahrheit, die in »Humanae vitae« ausgedrückt wird, verändert sich nicht; ihre Lehre wird vielmehr gerade im Licht der neuen wissenschaftlichen Forschungen besonders aktuell.“

Papst Paul VI. sagte am 31.7.1968 in Castelgandolfo über die vier Jahre der Ausarbeitung seiner Enzyklika „*Humanae vitae*“: „(...) Nie haben wir die Last unseres Amtes so empfunden wie in diesem Fall ... Wir mussten der Kirche, der ganzen Welt eine Antwort geben ... Wir haben viele Sonderberatungen mit Menschen von hohem sittlichem, wissenschaftlichem und pastoralem Ansehen gehalten. Wir haben das Licht des Heiligen Geistes angerufen und Unser Gewissen vollständig und freiwillig für die Stimme der Wahrheit bereitgemacht, um die göttliche Norm zu deuten, die Wir aus der inneren Forderung echter menschlicher Liebe, aus der wesentlichen Struktur der Ehe, aus der persönlichen Würde der Gatten, aus ihrer Aufgabe im Dienste des Lebens, sowie aus der Heiligkeit der christlichen Ehe erwachsen sehen. Wir haben über die beständigen Elemente der traditionellen, in der Kirche geltenden Lehre und besonders auch über die Lehren des kürzlich abgehaltenen Konzils nachgedacht und die Folgen der einen oder anderen Entscheidung abgewogen. Und es ist Uns am Ende kein Zweifel über Unsere Pflicht geblieben, Unseren Entscheid in der Fassung der vorliegenden Enzyklika auszudrücken.“

Irreführende Sakramentenspendung

Bedenkliche Praktiken

Vor etwa 15 Jahren verbot der damalige Bischof von Rottenburg-Stuttgart, Walter Kaspar, im Amtsblatt streng die Spendung der Krankensalbung durch Nichtpriester. Das Verbot ist kaum ohne konkreten Anlass erlassen worden. Ein österreichischer Bischof erzählte dem Autor, Gläubige hätten im Krankenhaus für ihren schwerkranken Angehörigen einen Priester gewünscht. Es sei dann eine Pastoralassistentin gekommen und habe sie gebeten, sie mit dem Kranken alleine zu lassen. Nach zehn Minuten sei sie herausgekommen und hatte erklärt, der Patient „habe nun alles“. Der Bischof habe sie gerufen, ihr das Unstatthafte ihres Verhaltens erklärt und für den Wiederholungsfall die Entlassung angedroht.

Gründe für diese Entwicklung

In Bezug auf die Krankensalbung haben sich in der Spenderfrage schlampige und theologisch nicht haltbare Praktiken eingeschlichen. Für diese Entwicklung gibt es mehrere Gründe: Schon die Würzburger Synode wollte das Amt des (nunmehr ständigen) Diakons aufwerten und stellte über die Deutsche Bischofskonferenz beim Heiligen Stuhl den Antrag, den Diakonen die Spendevollmacht zu erteilen. Man unterstützte diesen Antrag mit drei Gutachten, die keine theologischen Gründe gegen die Ausweitung der Spendevollmacht angemeldet haben. Dazu kam noch ein Rivalitätsproblem zwischen Diakonen und Pastoralassistenten. Was Diakone können, können auch Laien. Ferner wird seitens der Pastoralassistenten die Forderung erhoben, die Kranken nicht nur auf den Empfang des Sak-

raments vorbereiten zu sollen, sondern es auch selbst spenden zu dürfen. Im Übrigen benachteilige die Einführung des ständigen Diakonats gerade die Pastoralassistentinnen, da Frauen aus der Weihe ausgeschlossen sind.

Dieser Wunsch, nicht nur bei der Vorbereitung, sondern auch bei der Spendung beteiligt zu sein, führt zu merkwürdigen Halbheiten und verwischt die Klarheit der Zeichenhandlungen.

Neben dieser sozusagen „menschlichen Seite des Bedürfnisses nach Anerkennung“ ist noch ein theologisches Argument zu berücksichtigen: Im Altertum wurde den Gläubigen ein vom Bischof geweihtes Öl mitgegeben, damit sie es zuhause bei sich selbst und ihren Angehörigen anwenden. Dem Bischof (Priester) bliebe dann heute die Weihe des Öls vorbehalten, während die Anwendung auch Nichtpriester vornehmen könnten, in Analogie zur Kommunionausteilung durch Laien. Die Bindung der Krankensalbung an die Priesterweihe sei übrigens erst im 8./9. Jahrhundert durch kirchliche Synoden bestimmt worden.

Kann diese Praxis, den Gläubigen das vom Bischof geweihte Öl zu übergeben, als theologischer Traditionsbeweis anerkannt werden? In der theologischen Literatur ist das nicht selten der Fall. Die Entscheidung in der Karolinger Zeit wird dann als Klerikalisierung disqualifiziert, die Festlegung des Konzils von Trient (DH 1718: „Der eigentliche Spender ... allein der Priester“) und des CIC/1983 (in wörtlicher Übereinstimmung mit dem CIC/1917/can 1003 § 1: „Die Krankensalbung spendet gültig jeder Priester und nur er“) werden mit philologischen Tricks

und mit der nicht näher begründeten Behauptung weggewischt, es handle sich nur um eine positiv-rechtliche Festlegung.¹

Zwar stimmt es, dass den Gläubigen geweihtes Öl nachhause mitgegeben wurde, damit sie es für sich und ihre Angehörigen verwenden, und zwar in der Weise der äußerlichen Anwendung (Einreiben) oder des Einnehmens (Trinken) zur Überwindung der Krankheit und zur Vertreibung der Dämonen.

Wie sich aus dem 5. Jahrhundert für Ost und West nachweisen lässt, wollte die Kirche mit dem Angebot von geweihtem Öl etwas abergläubische Christen davon abhalten, zu heidnischen Priestern, Wahrsagern oder Zaubermeistern zu gehen, um sich Mittel gegen geistige oder leibliche Beschwerden zu holen. Die Kirche verwies auf das viel hilfreichere – in heutiger Terminologie – Sakramentale des geweihten Öls. Darauf beziehen sich die Weihegebete aus der *traditio apostolica* Hippolyts (um 215).

Aussagen des Neuen Testaments

Solche beliebigen Riten (mögliche Selbstsalbung; Einreiben, Trinken; kein Bezug auf die innere Gnade; Fehlen des sakramentalen Worts) können nicht als Traditionsbeweis für das Sakrament der Krankensalbung anerkannt werden.

Von Jak 5,14f ist in diesen Gebeten keine Rede. Die Jak-Stelle lautet: „Ist einer von euch krank? Dann rufe er die Ältesten (= Presbyter) der Gemeinde zu sich. Sie sollen Gebete über ihn sprechen und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben. Das gläubige Gebet wird den Kranken retten, und der Herr wird ihn aufrichten.“

Die „Ältesten (Presbyter) der Gemeinde“ sind nach Auskunft der Exegeten² Amtsträger der Gemeinde, nicht Privatpersonen oder charismatisch begabte Greise. Sie sind Mitglieder des Leitungskollegiums (Mehrzahl!). Von Jak 5,14 her ist eine Spendung durch Laien ausgeschlossen; ebenso auch von Diakonen?

Um diese Frage zu beantworten, muss „Presbyteros“ geklärt werden. Er kann Mitglied eines einstufigen kollegialen Leitungssystems sein. Presbyteros und Episkopos sind dann identisch (vgl. Apg 20,17 mit 20,28). Phil 1,1 kennt ein zweistufiges Leitungssystem von Bischöfen (episkopoi) und Diakonen. Über ihre Funktion wird nichts gesagt, doch muss ein Unterschied gewesen sein. In den Pastoralbriefen erscheinen die Verfassungstypen vermischt zu sein, denn 1 Tim 3,1ff bringt zuerst einen Bischofsspiegel (Singular!), dann einen Diakonenspiegel, später (5,17) ist von Presbytern die Rede. Die Entwicklung zeigt sich bei Ignatius von Antiochien († ca. 116) zum ersten Mal als abgeschlossen: Der Bischof steht an der Spitze einer dreistufigen Hierarchie, umgeben von der Ratsversammlung der Presbyter. Darunter steht die Stufe des Diakons, der im Gegensatz zum Presbyter nicht zur Eucharistie beauftragt ist.

Die Presbyter des kollegialen einstufigen Systems sind also – im heutigen Verständnis – Bischöfe und nicht mit den Presbytern des dreistufigen Systems identisch. Der Diakon, der im zweistufigen System unter dem Bischof und im dreistufigen unter dem Presbyter steht, ist keineswegs den Presbytern von Jak 5,14 gleichzustellen, die im einstufigen System auf der Ebene der Bischöfe stehen. Der Diakon, der im Jakobusbrief nicht gekannt wird, kommt als Spender der Krankensalbung nicht in Frage, zumal damit eventuell noch die Sündenvergebung verbunden ist (vgl. Jak 5,15b); der Diakon steht in allen Systemen unter dem Presbyter.

Die allmähliche Anerkennung des Jakobusbriefes

Zu bedenken ist, dass der Jakobusbrief im Westen erst ab der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts be-

kannt und als kanonisch anerkannt war. Da es ohne diesen Brief kein Sakrament der Krankensalbung gäbe, darf man behaupten, dass frühere Öriten nur als Sakramentale (= von der Kirche, nicht von Christen eingesetzt) zu betrachten sind. In Gubbio führte die Auslegung von Jak 5,14 zu der Frage, ob nur der Presbyter (= 2. Stufe im dreistufigen System) das Sakrament spenden dürfe, aber der Bischof nicht. Man war sich nicht der verschiedenen Bedeutung von Presbyter bewusst.

Innozenz I. scheint die ihm vorgelegte Frage nicht recht verstanden zu haben und behandelt sie anhangsweise d.h. nebenbei: Selbstverständlich ist dem Bischof erlaubt, was zweifelsohne dem Presbyter (= 2.Stufe!) erlaubt ist. Innozenz denkt aber ganz im Sinn der hergebrachten Öriten, dass „alle Christen“ das vom Bischof geweihte Öl „in eigener Not und in der Not der Ihrigen“ (also auch Selbstsalbung!) zum Salben benützen können“.³

Die Spannung zwischen diesem unklaren Brief und dem Jakobusbrief wurde in der Folgezeit diskutiert und auf verschiedene Weise, aber immer mehr im Sinn von Jak 5,14 zu klären versucht, bis dann in der Karolinger-Zeit Synoden den Priester als den alleinigen Spender festgelegt haben. Es handelt sich dabei nicht um zunehmende Klerikalisierung, sondern um Anerkennung der Normativität des Neuen Testaments. Die Konzilien von Florenz (vgl. DH 1325) und von Trient (vgl. DH 1719) bekräftigen diese Festlegung, und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf den Jakobusbrief.

Eine römische Note

In den letzten Jahrzehnten wurde öfter bemängelt, dass Rom in dem Anliegen der Würzburger Synode noch nicht entschieden habe. Die Glaubenskongregation jedoch bestätigte in der Note vom 11.2.2005, unterschrieben von Joseph Card. Ratzinger, die Lehre von Trient, des Kirchenrechts (can 1003 § 1) und des Katechismus der Katholischen Kirche, nach der „nur der Priester (Bischöfe und Presbyter) die Spender der Krankensalbung sind. Die



Nur Priester (Presbyter und Bischöfe) können die Krankensalbung spenden; sie verwenden dazu Öl, das vom Bischof oder im Notfall vom Zelebranten selbst geweiht worden ist.

KKK 1530

Note richtet sich an die römischen Dikasterien und die Bischofskonferenzen. Sie sei endgültig zu halten (definitive tenenda). Die Deutsche Bischofskonferenz hat m. W. diese Entscheidung noch nicht publiziert. Da es sich um die Gültigkeit eines Sakraments handelt, das im Gegensatz zum Sakramentale immer eine Christustat ist, sei das Bewusstsein der Gläubigen wachgerufen, denn – darin liegt der Sinn der schwierigen Darlegung – nur „der Herr“ kann „aufrichten“ und „retten“ (Jak 5,15). Der Spender muss Priester sein, denn dieser kann in persona Christi Capitis handeln, als lebendiges und sichtbares Werkzeug Christus in besonderer Weise gegenwärtig machen. Der Priester handelt aber auch in persona ecclesiae, d.h. sein Gebet ist nicht nur sein privates, sondern „erfolgt in der Person der ganzen Kirche, in deren Stellvertretung er gleichsam als Person öffentlichen Rechts betet; das gilt aber nicht für den Laien, der nur Privatperson ist“ (Thomas v. A. STh Suppl. 9.31a I). □

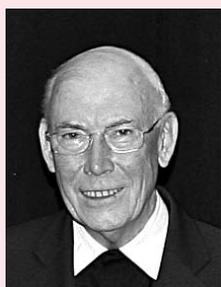
¹ Vgl. dazu: A. Ziegenaus, Die Frage nach dem Spender der Krankensalbung oder: Die simulatio sacramenti: ders.: Verantworteter Glaube. Theol. Beiträge II, Buttenwiesen 2001, 102-146; ders.: Der Spender der Krankensalbung: Recht in Kirche und Staat, FS für Joseph Listl, Berlin 2004, 543-550.

² Vgl. Fr. Mußner, Der Jakobusbrief 41981, 219

³ Vgl. DH 216.

Vom „glücklichen Leben“ und von der „Unsterblichkeit der Liebe“ –

Gedanken im Anschluss an die Enzyklika „Spe salvi“ Papst Benedikts XVI.



Prof Dr. Lothar Roos

1935 in Karlsruhe geboren. 1960 Priesterweihe. 1964-1969 wiss. Assistent am Seminar für Christliche Gesellschaftslehre der Universität Freiburg. 1969 Dr. theol. Mit dem Werk „Demokratie als Lebensform“.

1969-1975 Dozent und Subregens am Priesterseminar St. Peter bei Freiburg. 1974 Habilitation für die Fächer Christliche Gesellschaftslehre und Pastoraltheologie in Freiburg, u.a., mit dem Werk „Ordnung und Gestaltung der Wirtschaft“. 1975 Berufung zum o. Professor für Christliche Anthropologie und Sozialethik an der Universität Mainz. Seit 1979 o. Professor für Christliche Gesellschaftslehre und Pastoralsoziologie an der Universität Bonn, 2000 Emeritierung.

Seit Wintersemester 2000/01 Professor für Christliche Gesellschaftslehre und Soziologie an der Gustav-Siewerth-Akademie in Weilheim/Bierbronn.

Seit 1984 Geistlicher Berater des Bundes Katholischer Unternehmer (BKU)

Seit 1995 Päpstlicher Ehrenprälat. Vorsitzender der am 26.03.02 gegründeten Joseph-Höfner-Gesellschaft.

Hinweis:

Die Zahlen hinter den Zitaten beziehen sich auf die Textabschnitte der Enzyklika

Die „große“ und die „unbedingte“ Liebe

Der Mensch ist ein Wesen der Hoffnung. Er hat „viele kleinere oder größere Hoffnungen, Tag um Tag – verschieden in den verschiedenen Perioden seines Lebens. Manchmal kann es scheinen, dass eine dieser Hoffnungen ihn ganz ausfüllt und dass er keine weiteren Hoffnungen braucht. In der Jugend kann es die Hoffnung auf die große erfüllende Liebe sein“ (30). „Erlöst wird der Mensch durch die Liebe. Das gilt zunächst im rein innerweltlichen Bereich. Wenn jemand in seinem Leben die große Liebe erfährt, ist dies ein Augenblick der »Erlösung«, die seinem Leben einen neuen Sinn gibt. Aber er wird bald auch erkennen, dass die ihm geschenkte Liebe allein die Frage seines Lebens nicht löst. Sie bleibt angefochten. Sie kann durch den Tod zerstört werden. Er braucht die unbedingte Liebe. Er braucht jene Gewissheit, die ihn sagen lässt: »Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn« (Röm 8,38-39). Wenn es diese unbedingte Liebe gibt mit ihrer unbedingten Gewissheit, dann – erst dann – ist der Mensch »erlöst«, was immer ihm auch im Einzelnen zustoßen mag“ (26). Aus dieser Erfahrung schreibt Paulus: „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegen hat“ (Gal 2,20).

„Das glückliche Leben“

„Was ist das eigentlich, »Leben«?“ – So fragt Benedikt. „Es gibt Augenblicke“ – so sagt er –, „in denen wir

plötzlich spüren: Ja, das wäre es eigentlich – das wahre »Leben« – so müsste es sein“. Augustinus nennt dies „das glückliche Leben“, das Leben, „das einfach Leben, einfach »Glück« ist“ (11). Solches „Glück“ ereignet sich wohl am dichtesten in der „großen erfüllenden Liebe“ (30) zweier junger Menschen, die erfahren haben: Ich habe den Partner gefunden, den ich schon lange – vielleicht vergeblich – gesucht habe, und wenn dann beide zueinander sagen: Mit dir, mit dir allein möchte ich ein Leben lang in Liebe verbunden bleiben. – Nun aber fährt Benedikt mit Augustinus fort: Aber selbst in einem solchen Augenblick, in dem wir das „glückliche Leben“ zu berühren meinen, erreichen wir es „nicht wirklich“: „Wir wissen nicht, was wir wirklich möchten; wir kennen dieses ‚eigentliche Leben‘ nicht; und dennoch wissen wir, dass es etwas geben muss, das wir nicht kennen und auf das hin es uns drängt“ (11).

„Ewiges Leben“

Augustinus habe mit diesen Überlegungen „die wesentliche Situation des Menschen“ beschrieben: „Wir möchten irgendwie das Leben selbst, das eigentliche, das dann auch nicht vom Tod berührt wird; aber zugleich kennen wir das nicht, wonach es uns drängt. [...] Dies Unbekannte ist die eigentliche »Hoffnung«, die uns treibt“. Der Begriff „ewiges Leben“ sei dafür „ein ungenügendes Wort“. Was wir damit suchen und meinen, können wir nur erahnen. Ewigkeit sei „nicht eine immer weitergehende Abfolge von Kalendertagen [...], sondern etwas wie der erfüllte Augenblick, in dem uns das Ganze umfängt und wir das Ganze umfassen. Es wäre der Augenblick des Eintau-

chens in den Ozean der unendlichen Liebe, in dem es keine Zeit, kein Vor- und Nachher mehr gibt. Wir können nur versuchen zu denken, dass dieser Augenblick das Leben im vollen Sinn ist, immer neues Eintauchen in die Weite des Seins, in dem wir einfach von der Freude überwältigt werden“ (12). So habe es Jesus bei Johannes ausgedrückt: „Ich werde euch wiedersehe, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen“ (Joh 16,22) (12). Anders gesprochen: „Wenn wir mit dem in Beziehung sind, der nicht stirbt, der das Leben selber ist und die Liebe selber, dann sind wir im Leben. Dann »leben« wir“ (27).

„Mit gleichgesinnten Freunden“

Wer im Glauben erfahren hat, dass seine Sehnsucht nach der „großen“, der „unbedingten Liebe“ nicht vergeblich ist, dass wir in Beziehung sind zu dem, der nicht stirbt, dann werden wir, so Paulus und Augustinus, gedrängt, unsere Hoffnung nicht „für uns allein zu leben“, sondern sie „weiterzugeben“ (29). Augustinus habe dies zunächst in der Weise getan, dass er nach seiner Bekehrung zum christlichen Glauben „mit gleichgesinnten Freunden ein Leben führen“ wollte, „das ganz dem Wort Gottes und den ewigen Dingen gewidmet sein sollte“ (28). Aber er wurde aus dieser „Flucht in die Einsamkeit“ herausgeholt und in der Hafenstadt Hippo „genötigt, sich für den Dienst als Priester in dieser Stadt weihen zu lassen“. Da Christus für alle gestorben ist, hieß dies für Augustinus, „an seinem »Sein für« sich beteiligen [zu] lassen“ (28). Für Augustinus, so fährt Benedikt fort, „bedeutete dies ein völlig neues Leben“, das er selber so beschreibt: „Es ist das Evangelium, das mir Schrecken einjagt.“ Benedikt nennt dies „jenen heilsamen Schrecken, der uns hindert, für uns allein zu leben, und der uns nötigt, unsere gemeinsame Hoffnung weiterzugeben“. Von dieser Hoffnung her „hat sich Augustinus für die einfachen Menschen und für seine Stadt verausgabt – auf seine geistige Noblesse verzichtet und einfach für die einfachen Menschen gepredigt und gehandelt“ (29). Auf diese

Weise wird die Erfahrung der „großen erfüllenden Liebe“ zwischen Mann und Frau in der Ehe oder in einer Freundschaft zwischen Glaubenden unter dem Vorzeichen Christi zu einer Quelle, die auch für andere fruchtbar wird: Nicht der Rückzug in das private Glück, sondern das Einbeziehen anderer, vor allem weniger oder gar nicht Glücklicher, folgt aus diesem neuen „Leben“.

Die Kraftquelle einer solchen „Öffnung“ der „Freundschaft mit Christus“ (ein von Benedikt oft gebrauchtes Wort) für „die Vielen“, für die der Herr sein Leben hingegeben hat, bleibt freilich immer die Freundschaft mit „Gleichgesinnten“. Die Evangelisierung folgt schon bei Jesus und bis zum heutigen Tag dem Gesetz der „Sammlung und Sendung“. Augustinus und Philipp Neri sind dafür kirchengeschichtlich besonders herausragende Zeugen. Die wie auch immer gestaltete „vita communis“ der Jünger Jesu bedarf um so dringlicher der Freundschaft im Inneren, je bedrängender die „Feindschaft von außen“ sich zeigt. Dies gilt nicht nur für die „Feindschaft“ in Gestalt der Verfolgung, sondern – was vielleicht noch schwerer zu ertragen ist – in der Gestalt der Gleichgültigkeit einer „Spaßgesellschaft“, die „unterhalten“ werden will, statt sich auf das wirklich „glückliche Leben“ einzulassen. So ist es kein Zufall, dass sich in den heutigen „postchristlichen“ Gesellschaften geistliche Bewegungen und „Netzwerke“ zusammenfinden, um in der Kraft der Freundschaft mit Gleichgesinnten das Durchhaltevermögen und den Mut zum christlichen Bekenntnis gegenüber anderen zu finden. Je bedrängender die Situation des Glaubens in einer bestimmten Zeit oder Situation wird, um so wichtiger ist das Leben „mit gleichgesinnten Freunden“, damit wir, wie Paulus zu den „berufenen Heiligen“ in Rom schreibt, „miteinander Zuspruch empfangen durch euren und meinen Glauben“ (Röm 1,12).

BENEDIKT XVI. ENZYKLIKA SPE SALVI



ÜBER DIE CHRISTLICHE HOFFNUNG

Liebe als „Quell von Leid“ und „Tröstung“

Zu all dem gehört aber auch die Grunderfahrung, die einander liebende Menschen unentrinnbar machen: Liebe ist immer auch „Quell von Leid“ (38). Auch in der tiefsten Liebe sind zwei Menschen nicht fähig, unter den Bedingungen dieser Welt einander „ganz“ zu gehören. Der mittelalterliche Theologe Richard von St. Victor hat diese Wahrheit in die Formel „individuum ineffabile“ gefasst: Wir können einem anderen, und wenn wir ihm noch so nahe sind und es noch sehr möchten, nicht uns selber „ganz“ mitteilen. Und wir können ihn wiederum auch nie ganz „verstehen“. Der Dichter und Philosoph Joseph Bernhart hat dies in einem Brief an seine Frau anlässlich des silbernen Ehejubiläums in den Satz gefasst: „Ich halte meine Hand in der Deinen, und doch sehne ich mich nach Dir.“ Nur Gott kann unser Sehnen voll erfüllen gemäß dem bekannten Wort des Augustinus: „Du hast uns auf Dich hin geschaffen, o Gott, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir“. Zwei Individuen können nie miteinander „verschmel-



Der heilige Kirchenlehrer Augustinus (344-430), in der ältesten bekannten Darstellung an einer Mauer der Kapelle „Sancta Sanctorum“ im Lateran zu Rom.

Papst Benedikt XVI.: „Die Gottesliebe zeigt sich in der Verantwortung anderen gegenüber – das können wir auf beeindruckende Weise im Leben des hl. Augustinus beobachten ... Von seiner Hoffnung her hat sich Augustinus für den anderen Menschen und für seine Stadt verausgabt – auf seine geistige Noblesse verzichtet und einfach für die einfachen Menschen gepredigt und gehandelt.“ (Spe salvi, 28 u. 29).

zen“, selbst wenn sie es möchten. Insofern ist Liebe zwischen zwei Menschen immer auch Quelle von Leid. Sie verlangt „immer wieder Selbstenteignungen, in denen ich mich beschneiden und verwunden lasse; sie kann gar nicht ohne dieses auch schmerzliche Aufgeben meiner selbst bestehen; sonst wird sie zu reinem Egoismus und hebt sich dann als Liebe selber auf.“

Daraus folgt zweierlei: zum einen, dass wir einander gerade in der „großen Liebe“ und Freundschaft nicht überfordern dürfen, sondern um die Grenze des Möglichen wissen; zum andern, dass wir gerade dadurch, so sagt es Benedikt, fähig werden zur

„Tröstung“. Das lateinische Wort „con-solatio“ drücke dies „sehr schön aus, indem es die Vorstellung eines Mitseins in der Einsamkeit weckt, die dann keine Einsamkeit mehr ist.“ Insofern ist die nach oben offene Liebe fähig, den anderen, der leidet, anzunehmen, indem ich mir „sein Leid selbst zueigne, dass es auch mein Leiden wird. Eben dadurch aber, dass es nun geteiltes Leid geworden ist, dass ein anderer in ihm da ist, dringt das Licht der Liebe in dieses Leiden ein“ (38).

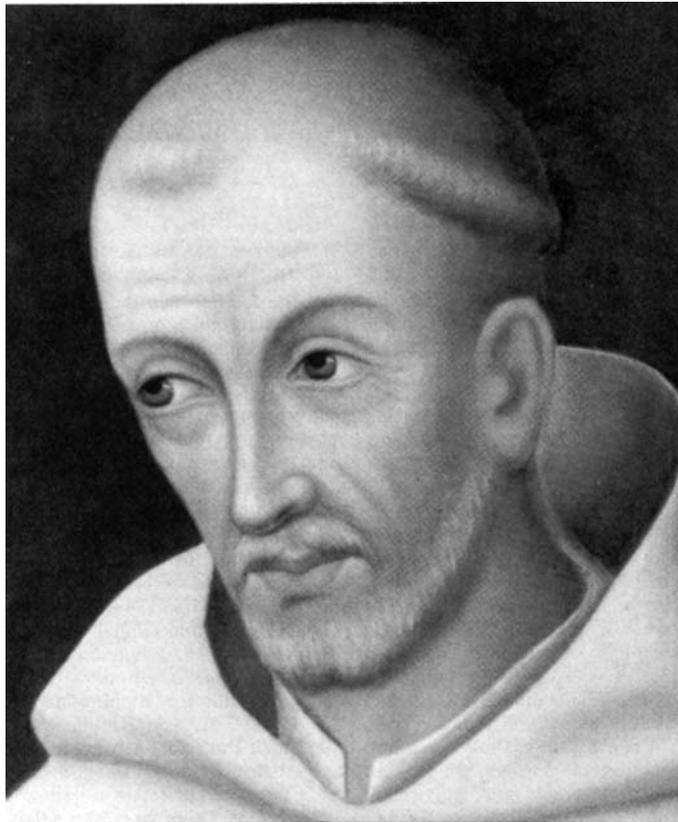
Benedikt zeigt dann die kulturbildende und kulturverändernde Kraft solcher Liebe auf: „Leiden mit dem anderen, für den anderen; leiden um

der Wahrheit und der Gerechtigkeit willen; leiden aus Liebe und um ein wahrhaft Liebender zu werden – das sind grundlegende Elemente der Humanität, die abzustreifen den Menschen selbst zerstören würde. [...] Dem christlichen Glauben kommt in der Geschichte der Humanität gerade diese Bedeutung zu, dass er im Menschen auf neue Weise und in neuer Tiefe die Fähigkeit zu diesen für seine Menschlichkeit entscheidenden Weisen des Leidens entbunden hat.“ Entscheidend aber ist, dass wir dazu überhaupt nur fähig sein können, weil Gott selber, wie Benedikt Bernhard von Clairvaux zitiert, zwar „impassibilis [...], sed non impassibilis“ ist: „Gott kann nicht leiden, aber er kann mitleiden“, und er hat sich in der Passionsgeschichte Jesu zutiefst als ein „Mitleidender, Mittragender“ offenbart (39).

Anders leben, damit andere leben

Die kulturbildende Kraft christlicher Liebe zeigt sich nicht nur im „Mitleiden“, sondern auch im „Anders-Leben“. Dies gilt sowohl für das Anders-Leben gemäß den „evangelischen Räten“ der Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams als auch – gerade heute – durch das „Anders-Leben“ der christlichen Ehe und Familie im Vergleich zu dem, was „die meisten“ tun. Das Leben gemäß den evangelischen Räten, also der Verzicht auf die höchsten menschlichen Güter des Eigentums, der Ehe und Familie, der Selbstbestimmung in Freiheit, erscheint heute vielen unverständlich. Das ist naheliegend, denn solchen Verzicht kann man nur „um des Himmelreiches willen“ auf sich nehmen, wie Jesus sagt und selber lebt. Dies konnte, so sagt Benedikt, schon im Mittelalter dem „allgemeinen Bewusstsein“ so erscheinen, und damit konnten „die Klöster als die Orte der Weltflucht („contemptus mundi“) und des Rückzugs aus der Weltverantwortung in der Suche nach dem privaten Heil“ verstanden oder besser missverstanden werden. Bernhard von Clairvaux, sagt Benedikt, „der mit seinem Reformorden Scharen junger Menschen den Klöstern zugeführt hat“, sah dies ganz anders. Für ihn haben die Mönche eine Aufgabe für die ganze Kirche

und so auch für die Welt. Denn, so zitiert Benedikt Pseudo-Rufinus: „Das Menschengeschlecht lebt von Wenigen, denn würde es diese nicht geben, würde alle Welt zugrunde gehen“ (15). Das Leben gemäß den evangelischen Räten ist Ausdruck des radikalen Glaubens daran, dass wir nur in Gott jene höchsten Güter in wirklich „erfüllender“ Weise finden können, die uns hier erstrebenswert erscheinen. Der freiwillige Verzicht auf diese Güter um des Himmelreiches willen ist somit ein gelebtes Zeichen dieses Glaubens an die allein von Gott her mögliche Fülle des Lebens und der Liebe. Ein solcher „Lebensstil“ möchte vor allem denen im Namen Jesu Hoffnung machen, die, aus welchen Gründen auch immer – verschuldeten oder unverschuldeten –, in dieser Welt vor allem in der Suche nach der „großen erfüllenden Liebe“ (30) scheitern. Aber auch die wirklich christliche Ehe ist im Unterschied zur „heidnischen“ ein solches Zeichen, sie kann und sollte es sein: Gerade weil zwei Menschen, Mann und Frau, die einander ganz lieben wollen, im Glauben darum wissen, dass dies hier nur in begrenzter Weise möglich ist, dass „glückliches Leben“ letztlich nur „ewiges Leben“ sein kann, deshalb vermögen sie die eigene Unvollkommenheit, Begrenztheit und Schwäche gerade in der Gemeinschaft mit dem geliebten Partner zu ertragen und nicht „davonzulaufen“, wenn es schwierig wird. Gerade unter diesem Vorzeichen bejahen sie auch die Weitergabe des Lebens als Aufgabe, ihren Kindern nicht nur „dieses“, sondern „ewiges Leben“ im Glauben verheißen zu können. In einer Gesellschaft, in der die Trennung von Sexualität und Liebe ein Massenphänomen ist und die Ehescheidung für rund die Hälfte der Paare zwar erlitten, aber doch als „normal“ angesehen wird, ist die Ehe und Familie im sakramentalen Verständnis der Kirche ein gelebter Ausdruck jenes anderen Lebens, das in seiner Beispielhaftigkeit helfen soll, damit auch andere besser zu leben vermögen. Insofern sind die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen und die christliche Ehe und Familie innerlich miteinander verbunden. Gerade dies müsste in der christlichen Verkündigung heute besonders herausgestellt werden.



Der heilige Kirchenlehrer Bernhard von Clairvaux (1090-1153), nach einem Bild in der Kathedrale von Troyes (15. Jhd.).

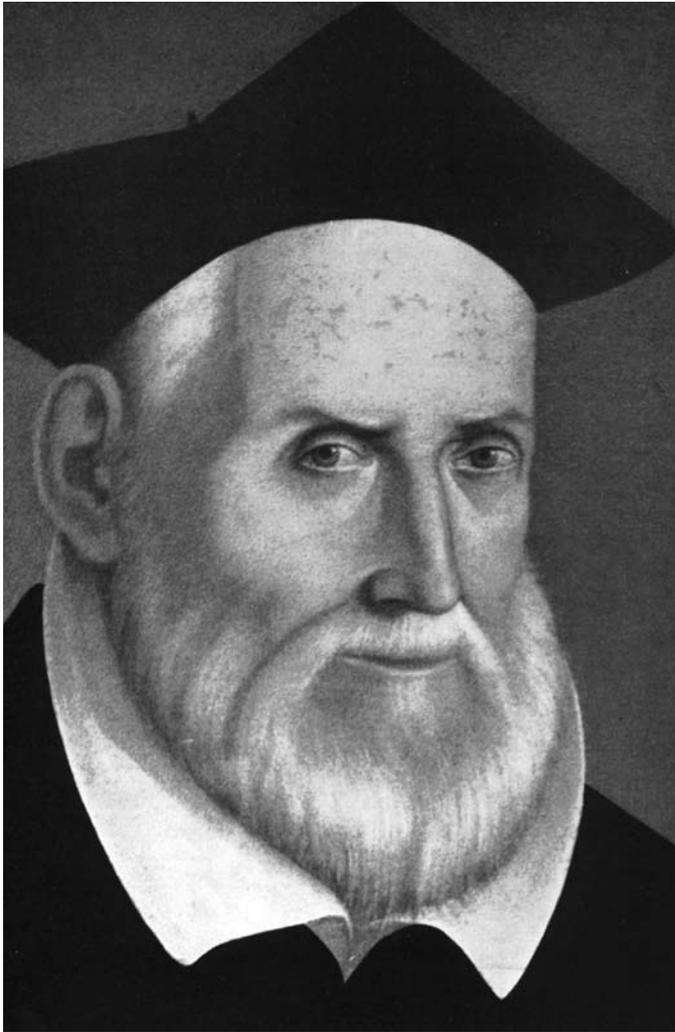
Mit seiner „jucunda devotio“, seiner heiteren, erfreuenden, gewinnenden Frömmigkeit sammelte Bernhard viele junge Männer um sich zu einem gemeinsamen Leben nach den evangelischen Räten. Schon zu seinen Lebzeiten gab es 167 Tochter- und Enkelgründungen in ganz Europa. Seine Mönche widmeten sich dem Gotteslob und harter Arbeit (Rodungen). So erneuerte Bernhard die Kirche und so prägte er sein ganzes Zeitalter.

Papst Benedikt XVI.: „Bernhard sagt zwar ausdrücklich, dass auch das Kloster das Paradies nicht wiederherstellen könne, aber es müsse doch als eine Rodungsstätte praktischer und geistlicher Art das neue Paradies vorbereiten. Wildes Waldland wird fruchtbar – gerade da, wo zugleich die Bäume des Hochmuts gefällt, der Wildwuchs der Seele gerodet und so das Erdreich bereitet wird, auf dem Brot für Leib und Seele gedeihen kann. Sehen wir nicht gerade angesichts der gegenwärtigen Geschichte wieder, dass da keine positive Weltgestaltung gedeihen kann, wo die Seelen verwildern?“ (Spe salvi, 15)

„Unsterblichkeit der Liebe“

Am Ende seiner Enzyklika verbindet Benedikt XVI. noch einmal die Sehnsucht nach der großen, unbedingten Liebe, die Grundlage jeder wahren Freundschaft ist, mit jener Liebe, die nicht vergeht, sondern bleibt (vgl. 1 Kor 13): „Das bloß individuelle Bedürfnis nach einer Erfüllung, die uns in diesem Leben versagt ist, nach der Unsterblichkeit der Liebe, auf die wir warten, ist gewiss ein wichtiger Grund zu glauben, dass der Mensch auf Ewigkeit hin angelegt ist“ (43). Aber dass diese Sehnsucht nicht nur eine Projektion ist, sondern uns als von Gott geof-

fenbarte Zukunft unserer Liebe verheißen wird, das erfahren wir erst in der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus. Und eben diese Glaubenserfahrung verbindet die Erde mit dem Himmel: „Dass Liebe ins Jenseits hinüberreichen kann, dass ein beiderseitiges Geben und Nehmen möglich ist, in dem wir einander über die Grenze des Todes hinweg zugetan bleiben, ist eine Grundüberzeugung der Christenheit durch alle Jahrhunderte hindurch gewesen und bleibt eine tröstliche Erfahrung auch heute.“ Daraus leitet Benedikt zwei Lebenshaltungen bzw. Möglichkeiten unserer Liebe ab. Er fragt: „Wer empfinde nicht das Bedürfnis, seinen ins Jenseits vorangegangenen



Der heilige Philipp Neri (1515-1595), Gründer des Oratoriums, „Apostel Roms“, „einer der größten Reformer der Kirche ... ein humorvoller und äußerst liebenswürdiger Heiliger“ (W. Schamoni).

„Die Evangelisierung folgt schon bei Jesus und bis zum heutigen Tag dem Gesetz von »Sammlung und Sendung«. Augustinus und Neri sind dafür kirchengeschichtlich besonders herausragende Zeugen. Die wie auch immer gestaltete »vita communis« [Leben in Gemeinschaft] bedarf um so dringlicher der Freundschaft im Inneren, je bedrängender die »Feindschaft von außen« sich zeigt. Dies gilt nicht nur für die »Feindschaft« in Gestalt der Verfolgung, sondern – was vielleicht noch schwerer zu ertragen ist – in der Gestalt der Gleichgültigkeit einer »Spaßgesellschaft«, die »unterhalten« werden will, statt sich auf das wirklich glückliche Leben einzulassen.“ (L. Roos).

Lieben ein Zeichen der Güte, der Dankbarkeit oder auch der Bitte um Vergebung zukommen zu lassen?“ Benedikt antwortet auf dieses „Bedürfnis“ mit der Glaubensüberzeugung: „In mein Leben reicht immerfort das Leben anderer hinein: in dem, was ich denke, rede, tue, wirke. Und umgekehrt reicht mein Leben in dasjenige anderer hinein: im Bösen wie im Guten. So ist meine Bitte für den anderen nichts ihm Fremdes, nichts Äußerliches, auch nach dem Tode nicht. In der Verflochtenheit des Seins kann mein Dank an ihn, mein Gebet für ihn ein Stück sei-

nes Reinwerdens bedeuten“. Daraus aber folgt für uns schon jetzt: „In der Gemeinschaft der Seelen wird die bloße Weltzeit überschritten. An das Herz des anderen zu rühren, ist nie zu spät und nie vergebens. So wird ein wichtiges Element des christlichen Begriffs von Hoffnung nochmals deutlich. Unsere Hoffnung ist immer wesentlich auch Hoffnung für die anderen; nur so ist sie wirklich auch Hoffnung für mich selbst. Als Christen sollten wir uns nie nur fragen: Wie kann ich mich selber retten? Sondern auch: Wie kann ich dienen, damit

andere gerettet werden und dass anderen der Stern der Hoffnung aufgeht? Dann habe ich am meisten auch für meine eigene Rettung getan“ (48). Gerade hier wird noch einmal deutlich: Die christliche Ehe zwischen Mann und Frau, die christliche Freundschaft zwischen zwei Menschen darf sich nie in sich verschließen, sonst würde sie das Adjektiv „christlich“ nicht verdienen. Bestimmte Ehen, so sagt eine Redensart, werden „im Himmel geschlossen“. Wenn dem so ist, wenn all unsere Fähigkeit zur Liebe von dem stammt, der die Liebe ist, dann kann sie sich nicht beruhigt in sich zurückziehen, solange andere von dieser Liebe nichts ahnen oder in Gefahr sind, das Ziel ihrer Liebe, die allein ganz erfüllende unbedingte Liebe, nicht zu finden.

Mit Maria „glauben, hoffen und lieben“

Zn seiner Schlussbetrachtung, die die Überschrift trägt „Maria, Stern der Hoffnung“, macht dies Benedikt noch einmal deutlich. Er knüpft an den alten Hymnus „Ave maris stella“ an („Meersterne, ich dich grüße!“) und sagt: „Die wahren Sternbilder unseres Lebens sind die Menschen, die recht zu leben wussten. Sie sind Lichter der Hoffnung. Gewiss, Jesus Christus ist das Licht selber, die Sonne, die über allen Dunkelheiten der Geschichte aufgegangen ist. Aber wir brauchen, um zu ihm zu finden, auch die nahen Lichter – die Menschen, die Licht von seinem Licht schenken und so Orientierung bieten auf unserer Fahrt“ (49). Maria, die „Mutter der Glaubenden“, zeigt uns in ihrem Leben, in ihrem Glauben, Hoffen und Lieben, den Weg, zu dem auch wir berufen sind. In der Apostelgeschichte sehen wir sie nach der Auferstehung Jesu mit seinen Jüngern zusammen im Gebet vereint um die Gabe des Heiligen Geistes (vgl. Apg 1,14). Benedikt formuliert daraus die Gebetsbitte: „So bleibst du inmitten der Jünger als ihre Mutter, als Mutter der Hoffnung. Heilige Maria, Mutter Gottes, unsere Mutter, lehre uns mit dir glauben und hoffen und lieben. Zeige uns den Weg zu Seinem Reich. Stern des Meeres, leuchte uns und führe uns auf unserem Weg!“ (50). □

Herr, was möchtest du, dass ich tue?

Unter dem Thema „Herr was möchtest Du, dass ich tue“ – der Heilige Geist und unsere Entscheidungen standen die Exerzitien vom 6. bis 12. Mai 2008 im Foyer de Charité im elsässischen Dorf Ottrott, das am Fuße des Odilienberges liegt. Um Gottes Wort vernehmen zu können, um offen zu sein für Sein Wort, um Ihm zu begegnen, traten wir in ein fünf-tägiges Schweigen ein. Der Priester René Wolfram, Mitglied dieses Foyers, leitete die Exerzitien, und Françoise Froidevaux führte uns in das innere Beten ein.

*

Gott, der uns aus dem Nichts erschaffen hat, will, dass wir leben, dass wir ein Leben in Fülle haben, in Fülle hinsichtlich der Intensität und der Dauer. Das erfordert die Entwicklung unseres Innenlebens, des Menschlichen in uns, damit wir Unmenschliches in Menschliches verwandeln, die Gesellschaft menschlicher machen, die Welt durch unsere Taten heiligen. Heiligkeit ist kein Luxus, sondern eine Pflicht. Um zur Heiligkeit zu gelangen, muss jeder seinen

ganz persönlichen Weg gehen. Wir sind gerufen zur Heiligkeit, zur Fülle des christlichen Lebens, zur Vollkommenheit in der Nächstenliebe, zur Kommunikation mit Gott selbst. Ja, wir können mit dem König des Universums sprechen, wann immer wir möchten. Stets haben wir Zugang zu ihm. Wir können uns Gott anvertrauen und Gott vertraut sich uns an. *Ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wer meine Stimme hört und die Tür öffnet, bei dem werde ich eintreten und wir werden Mahl halten, ich mit ihm und er mit mir* (Offb 3,20). Wir müssen uns darüber klar sein, dass der Türgriff nur auf unserer Seite ist. Durch unseren Willen können wir das Innerste unseres Herzens Gott öffnen und so zu einem Tempel des Heiligen Geistes werden. Das tiefe Glück empfangen wir von Gott. Es ist unabhängig von der Lage, in der wir uns gerade befinden, es hängt ab von unserer inneren Freiheit, von der Öffnung unseres Herzens für Gott, von unserem Glauben an Gott, von unserem Vertrauen auf Gott, von unserer Herzeshaltung gegenüber

Gott und den anderen. Solange wir an Menschen oder Dingen hängen, sind wir nicht genügend frei, um Gott aufzunehmen. Deshalb ist die völlige Hingabe an Gott die Voraussetzung dafür, dass Gott uns erfüllen kann. Hingabe bedeutet völliges Vertrauen zum Vater, der die Liebe ist. Durch die Hingabe erfahren wir das österliche Geheimnis: Meine Kraft entfaltet sich in deiner Schwachheit. Der Auferstandene gibt uns die Kraft, um das, was sich anscheinend nicht geändert hat, in anderer Weise zu leben. Durch die Hingabe empfangen wir die Früchte des Heiligen Geistes. *Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue,*

Un Foyer de Charité en Alsace
"Le Domaine du Windeck"

Bulletin d'inscription
Exerzitien in deutscher Sprache in einem Foyer de Charité finden Sie unter
<http://www.marthe-robin.de/veranstaltungen.html>



Der Priester René Wolfram, geistlicher Begleiter durch die Exerzitien



Das Foyer de Charité im elsässischen Windegg – ein Haus in dem geistliche Begegnung möglich wird.

Sanftmut und Selbstbeherrschung (Gal 5,22-23). Wir geben uns Gott hin im inneren Gebet. Es ist in erster Linie ein Austausch der Liebe. Wir vertrauen auf Gottes Wort, auf Seine Gegenwart, nicht auf unsere Erfahrungen und Erfolge. Sein Wort ist unsere einzige Stütze. Durch Beharrlichkeit im inneren Beten können wir in den Prüfungen standhalten. In unserem Herzen werden wir den Frieden Gottes spüren. Die Qualität des inneren Betens wird sich dann in der Nächstenliebe zeigen. Das innere Beten lässt sich in vier Phasen unterteilen.

◆ Ich bitte um die Gnade des Heiligen Geistes, damit ich die Ereignisse, meine Entscheidungen und Handlungen im Lichte des gekreuzigten und auferstandenen Jesus betrachten kann.

◆ Ich lobe und danke Gott für alles, was ich empfangen habe (von Dir zu mir).

◆ Ich bitte Gott um Verzeihung für meine Verfehlungen und Unterlassungen mir, den anderen und Ihm gegenüber (von mir zu Dir).

◆ Ich lege mein Leben und all jene, die ich liebe, in die Hände Gottes. Ich überlasse mich der Güte des Vaters und der Allmacht seiner Barmherzigkeit und öffne mich Ihm vertrauensvoll für Sein Werk, das ich morgen mit Ihm vollbringen werde (wir beide morgen).

Das spirituelle Leben ist ein Wechsel von Oase und Wüste: Eine Zeit der Vereinigung mit Gott, in der wir Frieden und Freude empfinden, und eine Zeit der Nacht, in der wir durch Ereignisse, Versuchungen und Unverständnis gereinigt werden. Wer Jesus

nachfolgt, wird vom Teufel angegriffen werden. Denn das Kreuz kommt nicht von Gott, sondern vom Teufel. Tragen wir es zur Rettung der Welt. Mit dem Teufel zu kämpfen ist nicht unsere Aufgabe. Das übernimmt Jesus für uns. Wir haben uns nur fest an Jesus zu klammern.

Fortschritte im Glauben erzielen wir nicht in erster Linie durch unsere Gedanken, wie erhaben sie auch sein mögen, und unsere frommen Gefühle, sondern durch effektive Entscheidungen und eingegangene Verpflichtungen. Bevor wir eine Entscheidung treffen, müssen wir prüfen, ob das, wofür wir uns entscheiden, unserem gesamten Leben Sinn, Einheit, Frieden, Harmonie, tiefe Freude und Schönheit verschafft. Denn Gott führt uns nicht in Angst oder Unruhe. Prüfen wir, ob die Beweggründe und Früchte unserer Entscheidung gut und klar sind und der Weg dorthin einwandfrei ist. Zur Freiheit hat uns Christus befreit (Gal 5,1). Wenn die Entscheidung gut war, stellt sich meist Frieden ein. Sagen wir nichts, tun wir nichts, was Christus nicht sagen oder tun würde, wenn er in unserer Lage wäre. Gottes Wille ist das, was wir wollen, wenn unser Wille frei ist, nicht verwirrt durch unsere Bedürfnisse, durch inneren oder äußeren Druck. Wenn wir also frei sind, vollbringt Gott mit uns, was wir wollen. Gottes Wille geschieht nicht ohne uns, unabhängig von uns, sondern mit uns, wenn sich unser Wille mit dem Willen Gottes vereinigt.

Zusammenfassend können wir sagen: Traurigkeit, Verzweiflung, Unruhe, Niedergeschlagenheit, Lauheit,

Trägheit, Härte, Untergraben des Vertrauens, Isolierung, Zerstörung von Beziehungen, Stoppen der Hingabe an Gott und an den Nächsten, Entfernung von Christus, Versuchungen unter dem Anschein des Guten, Ausnutzung unserer Großzügigkeit, damit wir zusammenbrechen, Schuldgefühle, komplizierte Gedankengänge, Streben nach Besitz und Macht kommen nicht vom Heiligen Geist. Denn der Heilige Geist intensiviert unser Leben, vergrößert unsere Freude, unseren Frieden, unsere Hoffnung und unsere Liebe; er gibt uns Mut, Kraft und großes Vertrauen zum Überwinden der Schwierigkeiten, bewirkt in uns die Nächstenliebe und die Selbsthingabe, macht unsere Wunden und Leiden fruchtbar, indem er uns in das österliche Geheimnis hineinführt; er befreit uns und macht uns zu einfachen und demütigen Menschen.

*

Das Schweigen, der Empfang der Sakramente, das innere Gebet, die Vorträge, die klassische Musik beim Essen und die Spaziergänge im Park hatten nur das eine Ziel, uns immer mehr für die Liebe Gottes zu öffnen, damit wir uns der Liebe des dreifaltigen Gottes immer mehr hingeben. Hat sich auch die Welt nach diesen sechs Tagen anscheinend oder scheinbar nicht geändert, so kehren wir doch gestärkt mit der Liebe Gottes in unseren Herzen nach Hause zurück, die uns unsere persönliche Situation annehmen lässt und durch die wir Gott und unsere Mitmenschen lieben können.

„Ich schweige, ich höre auf ihn, ich liebe ihn“ (Elisabeth de la Trinité). □

„Dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“

Christsein in unserem Staat

„Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist“

– dieses Jesuswort ist nach einem Kommentar des Neutestamentlers Wilhelm Schneemelcher „in der Geschichte der Auslegung viel missandelt“ worden. Vor einem Glaubenskongress einen Politologen und Journalisten darüber sprechen zu lassen, mag Befürchtungen wecken, das könne wieder so enden. Doch auch Vertreter so profaner Wissenschaften und Berufe haben ja nach Thomas von Aquin kraft des natürlichen Gesetzes prinzipiell Anteil an der göttlichen Ordnungsvernunft. Und so möchte ich versuchen, das berühmte Jesuswort in sieben Schritten auf unsere christliche Existenz im Staat des Grundgesetzes hin zu aktualisieren.

1 Das biblische Szenario: Jesu Sowohl-als-auch gegen das Entweder-oder der Heuchler

Glücklicherweise ist die Perikope vom Steuergroschen bei allen drei Synoptikern fast gleichlautend überliefert, so dass wir uns nicht lange beim Wortlaut aufhalten müssen. Die Pharisäer lassen Jesus fragen, ob es erlaubt ist, dem Kaiser Steuern zu zahlen – eine tückische Frage, denn wenn er sich gegen die Steuer erklärt, ist er ein politischer Auführer wie viele andere vor ihm und nach ihm, und er müsste verhaftet und ausgeliefert werden. Fordert er aber zur Zahlung der Steuer an den Zwingherrn der Besatzungsmacht auf, so erscheint er als Kollaborateur und kann wohl kaum der Messias sein, wie das Volk ihn erwartet – eine Enttäuschung für die Massen. „Ja oder Nein, Freund oder Feind des Kaisers, hätte er – so oder so – Partei ergriffen, er wäre nach menschlichen Maßstäben in jedem Fall erledigt“.

Doch Jesus gelingt es „in seiner Schlagfertigkeit (...) sich diesem Dilemma zwischen Loyalität und Popularität zu entziehen“. Er lässt seine Gegner ein Münzbild vorzeigen und selbst den ersten Teil der Antwort geben, beschreibt Manfred Kock das Szenario: „Wessen Geld benutzt ihr denn, was zeigt die Münze? Wessen Bild und Aufschrift?“; ein

Angesprochener muss die Umschrift vorlesen: ‚Kaiser Tiberius, der anbetungswürdige Sohn des erhabenen Gottes‘. Ziemlich kleinlaut wird die Auskunft geklungen haben“. „Die Heuchler müssen in die eigene Tasche fassen. Das Bilderverbot in Israel ist streng! Und doch tragen sie das Bild des Gott-Kaisers auf klingender Münze bei sich (...). Mit dieser Münze kaufen und verkaufen sie, davon leben sie, damit treiben sie Handel, und in diese Welt sind sie verwickelt. Für sich selbst haben sie die Frage also längst beantwortet“. Sie haben sich der heidnischen, göttliche Würde beanspruchenden Obrigkeit längst gebeugt.

Im zweiten Teil der Antwort unterläuft Jesus das Entweder-Oder der Heuchler mit einem Sowohl-als-auch: „Gebt also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“. Nach Rudolf Schnackenburg erscheint der Gehorsam gegenüber dem Kaiser hier „nicht nur als eine Konzession oder als eine Klugeheitsregel“. Vielmehr wird eine „im Grundsätzlichen recht positive Auffassung über den Staat ausgesprochen“ und ein Bereich legitimer weltlicher Macht anerkannt, der als solcher nicht mit dem Anspruch Gottes kollidiert. Insofern korrespondiert die Aufforderung Jesu mit der Mahnung des Paulus in Römer 13: „Jeder leiste den Trägern der staatlichen Gewalt den schuldigen Gehorsam. Denn es gibt keine staatliche Gewalt, die nicht von Gott stammt, jede ist von Gott eingesetzt“; darauf müssen wir noch zurückkommen.

Zugleich überschreitet Jesu Antwort aber das, wonach die Abgesandten fragen, wenn er hinzusetzt: „und gebt Gott, was ihm gehört“. „Darauf ruht aller Nachdruck“, meint Schnackenburg, dadurch erhebe Jesus



den Anspruch Gottes über den des Kaisers: „Gott kann mehr fordern als der Staat, er fordert den ganzen Menschen und vor allem anderen. An Gottes Vorrecht findet der Staat seine Grenze; das ist der Vorbehalt, den Jesus gegenüber dem Staat mit seinen berechtigten Forderungen anmeldet“. Die formale Gleichordnung der beiden Satzhälften bedeutet auch für andere Theologen deshalb keinen „Parallelismus membrorum“, in dem beide Verpflichtungen gleichgewichtig nebeneinander stünden. Vielmehr handelt es sich um einen „klimatischen Parallelismus, bei dem das zweite Glied das erste überbietet. Inhaltlich und sachgerecht muss man das Wort also übersetzen: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist – aber auch Gott, was Gottes ist‘. Das zweite Glied habe ein „Achtergewicht

(...). Das Verhältnis zu Gott ist nicht in der Vorstellung einer Steuerschuld zu erfassen. Gegenüber Gott besteht die eigentliche Schuld, die nicht auszugleichen ist – außer durch das Entgegenkommen Gottes, das die Bibel ‚Gnade‘ nennt“.

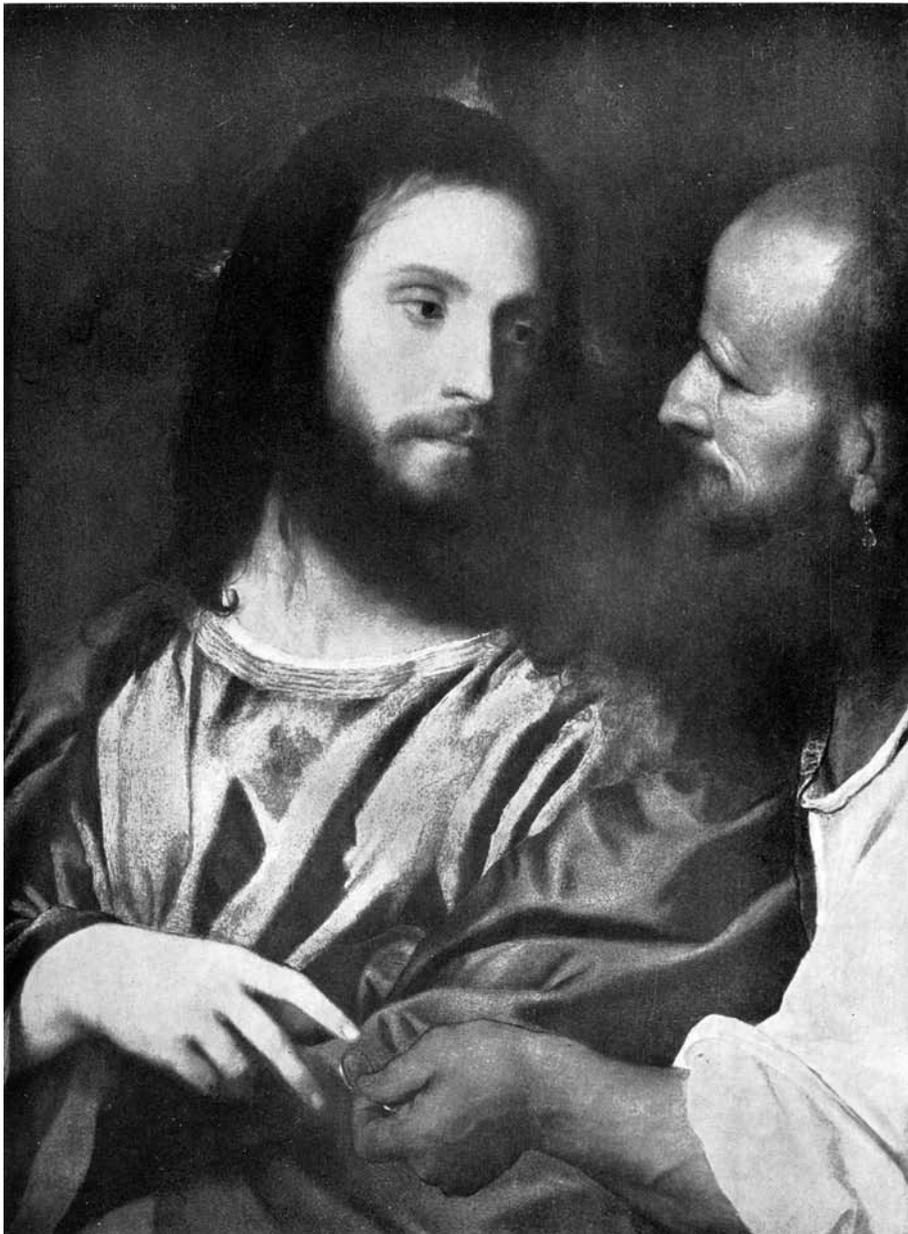
2 Die „iusta autonomia“ des Staates: Facette der natürlichen Freiheit des Menschen und seiner Teilhabe an der göttlichen Ordnungsvernunft

Die Forderung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, verweist auf den Grundsatz der „iusta autonomia“, also die rechte oder – freier übersetzt – relative Autonomie der Kultursachbereiche, zu der das Zweite Vatikanische Konzil sich in „Gaudium et spes“

bekannt. „Durch ihr Geschaffensein haben alle Einzelwirklichkeiten ihren festen Eigenstand, ihre eigene Wahrheit, ihre eigene Gutheit sowie ihre Eigengesetzlichkeit und ihre eigenen Ordnungen, die der Mensch unter Anerkennung der den einzelnen Wissenschaften und Techniken eigenen Methoden achten muss“ (GS 36). Hinsichtlich des Staates heißt es: „Die politische Gemeinschaft und die Kirche sind auf je ihrem Gebiet voneinander unabhängig und autonom“ (GS 76); „Die Kirche achtet die berechnete Autonomie der demokratischen Ordnung. Es steht ihr nicht zu, sich zu Gunsten der einen oder anderen institutionellen oder verfassungsmäßigen Lösung zu äußern“, lehrt Papst Johannes Paul II. in Centesimus Annus (47). Politisch-religiösem Integralismus und Klerikalismus ist damit eine klare Absage erteilt.

Jesus lehnte den Einsatz politischer Macht zur Herbeiführung des Gottesreiches ausdrücklich ab, als er gegenüber Pilatus erklärte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darum kämpfen...“ (Joh 18,36). Und das, obwohl er sich weder über die miserable wirtschaftliche und soziale Situation seiner Heimat noch über den Missbrauch der Macht in den bestehenden Herrschaftsstrukturen Illusionen machte: „Ihr wisst, dass jene, die als Herrscher der Völker gelten, den Herren spielen über sie und dass ihre Großen sie ihre Macht spüren lassen. Nicht so soll es sein unter euch“ (Mk, 10,42-44).

Was bedeutet nun diese „iusta autonomia“, warum soll die „richtige“ nur eine „relative Autonomie“ der Kultursachbereiche sein? Die notwendige und bleibende Anerkennung der Welt und der Menschen in ihrer Eigenständigkeit kann nicht gänzlich vorbehaltlos erfolgen; mit der Autonomie kann nicht gemeint sein, „dass die geschaffenen Dinge nicht von Gott abhängen und der Mensch sie ohne Bezug auf den Schöpfer gebrauchen könne“ (GS 36,3). Trotz der Anerkennung der Autonomie des Staates kann daher die Kirche ihr



Der Zinsgroschen, um 1515, Tizian (1477 - 1576)

moralisches Urteil abgeben, „sooft die Verteidigung der Grundrechte der Person oder des Heils der Seelen dies erforderlich macht“ (vgl. CIC can. 747, KKK, 2246).

Die Autonomie der natürlichen Erkenntnisquelle für das richtige Weltregiment ist daher nicht gleichbedeutend mit einer Absolutsetzung der Welt und deren Loslösung aus dem sie letztlich umfassenden Heilshorizont – dies wäre purer Säkularismus, Ausfluss einer menschlichen Selbstanmaßung. Vielmehr resultiert das Ernstnehmen der Welt und ihrer Eigenständigkeit eigentlich aus einer konsequenten, zu Ende gedachten Schöpfungstheologie, die den Menschen erstens als Verwalter, ja als „Herrscher“ (Psalm 8) über die Erde versteht, zweitens als Teilhaber an der göttlichen Ordnungsvernunft und drittens nicht als „Marionette“ Gottes, sondern als Träger einer Freiheit, die untrennbar mit der Würde des Menschen verbunden“ ist (KKK 1738). Wie diese Schöpfungswirklichkeit stellt sich auch die Erlösungswirklichkeit des Neuen Testaments dar: „Zur Freiheit hat Christus uns befreit“ (Gal 5,1). Mit dieser Freiheit korrespondiert eine vernünftige Freiheit der Ordnungen menschlichen Lebens, also auch des Staates.

Insofern ist es – nebenbei bemerkt – nicht verständlich, warum die CDU ihre ideellen Grundströmungen immer wieder gebetsmühlenartig, wie im Grundsatzprogramm (Ziff. 6), als „wertkonservativ“, „liberal“ und „christlich-sozial“ definiert. Die einseitige Koppelung des „C“ an das Soziale nährt die irriige Vorstellung, das Christliche erschöpfe sich ethisch in Suppenküchen und Sozialfürsorge, „Teilen“ und Umverteilen,

**DER BERÜHMTE
BIBELPFENNIG**

Römische Kaiserzeit
Tiberius, 14-37 n.Chr.,
Denar, Rom

Kopf des Tiberius / Sitzende Livia als Pax
Erh.: sehr schön / Durchm.: ca. 19mm

Jesus Christus wirkte während Tiberius' Regierungszeit im Heiligen Land. In seinen Predigten und Gleichnissen gibt es zahlreiche Bezüge zum "Caesar", also dem Römischen Kaiser Tiberius.

Dieser Denar des Tiberius stellt mit höchster Wahrscheinlichkeit den Münztyp dar, den sich Jesus in der Bibelszene zeigen ließ, als er sagte:
"Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist!"



Krankenhaus und kollektivem „Kitt“. Die Kirchen sind aber sozialetisch betrachtet mehr als ein Reparaturbetrieb oder Lazarettwagen im Tross der Marktwirtschaft. Tatsächlich deuten die theologischen, historischen und soziologischen Fakten, von Jesu Wahrheit, „die frei macht“ (Joh 8,32) und Paulus' Verkündigung: „Ihr seid zur Freiheit gerufen, Brüder“ (Gal 5,13) bis zum Siegeszug bürgerlicher Freiheitsrechte auf christlichem Boden und Umfragen, die ein ausgeprägteres Freiheitsgefühl christlicher Bürger belegen, durchaus in die „christlich-liberale“ Richtung. Am besten würde die CDU das Christliche überhaupt nicht an einen „Doppelnamen“ binden (und in ihm verstecken?), sondern als kraftvolle, Freiheit wie Gleichheit, Subsidiarität und Solidarität begründende, eigenständige und tiefste ideelle Wurzel unter ihre geistigen Grundlagen zählen. Denn auch „wertkonservativ“ kann man in Europa nicht ohne oder gar gegen das Christentum sein.

Die ökonomische Relevanz der christlichen Affinität zur Freiheit haben Max Webers berühmtes Werk „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (1904) sowie Michael Novaks „The Catholic Ethic and the Spirit of Capitalism“ (New York 1993) entfaltet. Publizistisch hat darauf zum Beispiel die Wirtschaftswoche hingewiesen durch Titelgeschichten über „Religion und Reichtum“ (Nr. 23/1997) und das „Comeback der Religion“ mit „wachstumsfreundlichen Tugenden wie Ehrlichkeit, Sparsamkeit und Fleiß“. Dennoch wird das Christliche in der Wirtschafts- und Sozialpolitik immer noch mehr mit sozialer Korrektur oder gar „Herz-Jesu-Marxismus“ assoziiert als mit der Bewährung vieler mündiger christlicher Wirtschaftsbürger als tüchtige, Maßhaltende und kreative, gewissenhaft regeltreue und verlässliche, Vertrauen schaffende und Zuversicht ausstrahlende Akteure der Marktwirtschaft.

Fortsetzung folgt

Kongress „Freude am Glauben“

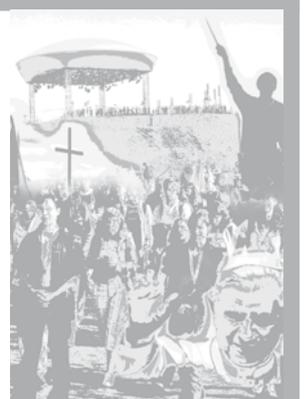
Thema: **Mit der Kirche die Zukunft gestalten**

Schirmherrin: Johanna Gräfin von Westphalen

12. - 14. September 2008



Forum Deutscher Katholiken



Neue Tendenzen, neue Gefahren

Die Missachtung der Familie gefährdet die Freiheit unserer Gesellschaft

Vor einigen Jahren fragte das Institut für Demoskopie Allensbach eine repräsentative Menge an Kinderlosen in Deutschland, was denn geschehen müsse, damit sie Kinder bekämen. Die Antwort mit dem höchsten Wert, 47 Prozent, lautete: Die finanzielle Situation für Eltern müsse sich ändern. Nur 14 Prozent meinten, die Infrastruktur für die Kinderbetreuung (Krippen- und Kindergartenplätze) müsste verbessert werden. Schon ein gutes Jahrzehnt zuvor hatte der Nestor der deutschen Familienforschung, Heinz Lampert, herausgefunden, dass 90 Prozent der jungen Paare, die ihren Kinderwunsch nicht erfüllen, dies mit Ängsten vor finanziellen Nöten begründen. Das ist verständlich. Niemand wird gern freiwillig arm.

Sicher, der natürliche Kinderwunsch hat zunächst mit Geld nichts zu tun. Aber die Finanzen, der Wohlstand und die drohende Verarmung üben einen immer stärkeren Druck auf das natürliche Empfinden aus. Man kann heute schon von einer Veto-Gewalt der Finanzmotive für den Kinderwunsch sprechen. Die Wirklichkeit bestätigt es den jungen Paaren: Das Leben wird immer teurer, und das besonders für Familien. Die jüngsten Berichte von Unicef oder der Armutsbericht der deutschen Bundesregierung weisen darauf hin, dass in Deutschland heute schon jedes sechste Kind in Armut, das heißt in einem Haushalt lebt, der von Sozialhilfe abhängig ist. In den siebziger Jahren war es nur jedes fünfzehnte Kind, in den neunziger Jahren schon jedes zehnte. Eine ähnliche Entwicklung lässt sich auch in anderen Ländern beobachten. Und es nimmt nicht wunder, dass im selben Zeitraum der Kinderwunsch ebenfalls statistisch gesunken ist von einmal fast drei Kindern pro Frau auf mittlerweile

Es ist in den letzten Wochen viel von Armut, Kinderarmut und der Verstaatlichung der Familie die Rede. Hektisch wird mit Sofortmaßnahmen hantiert, zum Beispiel der Erhöhung des Kindergeldes oder der Kinderfreibeträge. Aber im Diskurs unter der Berliner Käseglocke kommen die größeren Zusammenhänge ebenso wenig vor wie die grundsätzlichen Werte, die unser Gemeinwesen ausmachen. Unser Autor zeigt einige auf.

1,7 Kinder. Und selbst diese Wünsche werden nur teilweise realisiert. So wird die Familie in Deutschland und in den meisten Ländern Europas immer ärmer und kleiner.

Armut betrifft vor allem junge und jüngere Paare mit zwei und mehr Kindern, wenn ein Elternteil sich der Erziehung und der Hausarbeit, also dem Familienmanagement, widmet und dann ein Teil des gemeinsamen Einkommens entfällt. Auf Dauer ist Familie dagegen wegen der nachhaltigen Synergie-Effekte ein Wohlfaktors. Man zahlt nur einmal im Monat strukturelle Kosten wie Miete, Heizung, Strom, Auto, etc. und auch nur einmal für eine Einrichtung der Wohnung. Zwar sind die Kosten höher als bei einer kleineren Single-Wohnung, aber geringer als bei zwei Single-Wohnungen, die zusammen denselben Wohnraum ergeben wie eine Familienwohnung. Diese Synergie-Effekte kommen nur auf Dauer zum Tragen, die hohen Kosten am Anfang der Familiengründung sind also eine Investition in die Zukunft, die auf dem „Ja für immer“ der Ehepartner basiert. Mit anderen Worten: Sie kommen zum Tragen, wenn die Familie nicht erodiert, wenn der

Kern der Familie, die Ehe, hält. Der Staat hätte also ein Interesse daran, die Stabilität der Ehe zu fördern.

Die Ehe hält sich besser, als man aufgrund der Medienberichte vermuten könnte. Hier ist ein Paradoxon zu beobachten, das der Zürcher Soziologe Francois Höpflinger schon vor zehn Jahren so beschrieben hat: „Ein Hauptmerkmal der aktuellen Situation in Europa liegt sicherlich in der Koexistenz traditioneller und moderner Lebens- und Familienformen, ... stärker als in anderen sozialen Bereichen ist das familiäre Leben durch die Gleichzeitigkeit von Wandel und Kontinuität charakterisiert. [...] Festzuhalten ist gleichzeitig, dass in Europa trotz tiefer Geburtenrate und steigenden Scheidungszahlen keine durchgehende Abwertung des Familienlebens zu verzeichnen ist. Selbst in skandinavischen Ländern sind außerfamiliäre Lebensformen junger Erwachsener oft vorübergehender Art. Sie widerspiegeln mehrheitlich eher eine Verlängerung der Jugendphase ins Erwachsenenalter als eine langfristige Alternative zur Familiengründung.“ Und dann gibt der Schweizer Soziologe noch in einer Fußnote eine treffsichere Erklärung für das Phänomen, dass viele glauben, Ehe und Familie erodierten: „Eine (normative) Abkehr von der Familie lässt sich höchstens in einigen urbanen Subgruppen festhalten. Da Personen in den Medien und im akademischen Bereich eine hohe Affinität zu solchen „anti-familialen“ urbanen Gruppen aufweisen, bleibt im veröffentlichten Bild der Familie die Kontinuität familiärer Strukturen weitgehend unbeachtet.“ Mit anderen Worten: Die veröffentlichte Meinung über Ehe und Familie deckt sich nicht mit der Realität und damit auch nicht mit der wirklichen öffentlichen Meinung. Die Abkehr von Ehe und Familie oder die modernen Lebensformen

finden vor allem bei Journalisten und Politikern statt. Die Pluralisierung der Lebensformen ist vorwiegend ein Phänomen kinderloser oder kinderarmer Haushalte. So stammen dritte und weitere Kinder zum Beispiel fast immer aus Haushalten verheirateter Paare.

Dennoch werden wir in Europa künftig vor einem größeren Problem stehen. Denn aus der Sicht junger Erwachsener ergibt sich mit Bezug auf Ehe und Pluralisierung der Lebensformen seit einigen Jahren eine andere Perspektive. Sie heiraten später und seltener. Dieser Trend ist zunehmend in den letzten 20 Jahren zu beobachten, in den neuen Bundesländern vor allem seit der Wende. Hier schlägt der materielle Aspekt, die drohende Verarmung voll durch. Die positiven Synergie-Effekte einer dauerhaften Ehe treten also nicht ein, man wird zwar nicht (vorübergehend) arm, bleibt aber allein. Die Armut kommt später. Und sie kommt oft doppelt. Es ist außer einer materiellen Armut – Inflation, Konsum, Reisen haben nicht selten den frühen Vorteil aufgebraucht – vor allem eine emotionale Armut, mit der die Kinderlosen konfrontiert werden. Denn Singles haben vielleicht genug Geld, aber Liebe und Zuwendung kann man nicht kaufen. Oft sind luxuriöse Seniorenheime nur eine Form besonders gut organisierter Einsamkeit.

Man sieht daran, dass Armut ein relativer Begriff ist. In Deutschland gilt als materiell arm, wer weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens zur Verfügung hat, konkret also weniger als 781 Euro netto. Als reich dagegen gilt, wer als Alleinlebender monatlich mehr als 3418 Euro netto hat. Dass Reichtum nicht unbedingt glücklich macht, ist bekannt. Und ebenso weiß man, dass arme Leute nicht unglücklich sein müssen. Das Relative liegt in der Beziehungswelt des einzelnen Menschen. Es sind die persönlichen und personalen Beziehungen, die ein Leben lang, auch im Alter, Armut und Reichtum bestimmen. Aber das führt zu Fragen nach dem Lebenssinn, und die kann der Staat in einem pluralistischen Gemeinwesen nicht für alle gleich beantworten. Sicher ist eins: Da, wo trotz weniger Kinder die Eltern Zeit für ihre Kinder aufbringen, also die personalen Beziehungen pflegen,

etwa bei gemeinsamen Mahlzeiten, da ist Hoffnung, auch wenn die demographischen Befunde katastrophal anmuten. In Italien zum Beispiel bringen Eltern diese Zeit auf und vermitteln so ihren Kindern Sinn für Familie. Wenn sich die finanzielle Situation änderte, dann würden diese Kinder Eltern von mehr Kindern werden. An den Eltern oder den potentiellen Eltern liegt es meist nicht, der Staat muss die Prioritäten und Rahmenbedingungen ändern. Berlusconi hat hier einige bescheidene Ansätze verkündet, viel zu wenig, um das Ruder herum zu reißen, aber mehr als sein Vorgänger Prodi im Sinn hatte.

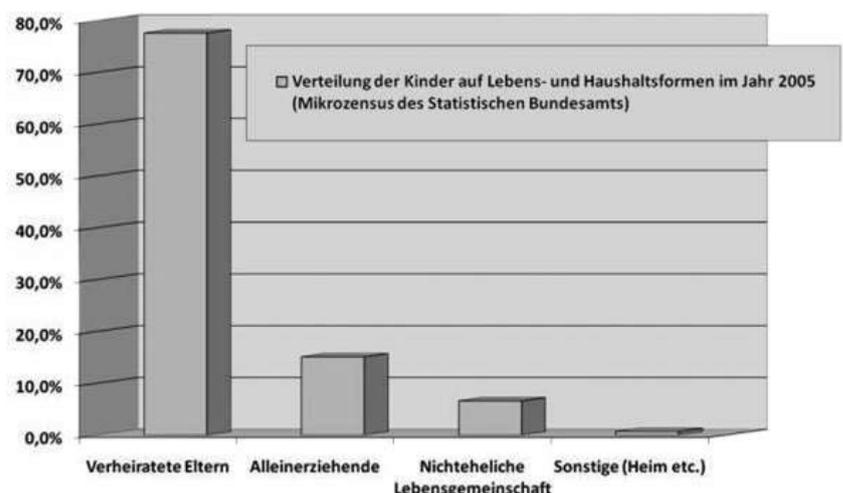
Was kann, was muss der Staat leisten? Oder vorher gefragt: Was kostet ein Kind? Hier sei eine kleine Parenthese erlaubt. Professor Jean Didier Lecaillon hat auf einem Kongress im Europa-Parlament in Straßburg im Jahr 2000 darauf hingewiesen, dass man nicht in Kosten, sondern in Investitionen denken muss, wenn es um Familie geht. Das ist eine Mentalitätsfrage, in Frankreich und Finnland zum Beispiel ist sie in diesem Sinn beantwortet, in anderen Ländern, etwa in Deutschland, überwiegt noch ein kurzfristiges Buchhalterdenken. Ein Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hat unter dem Titel „Gerechtigkeit für Familien“ 2001 Berechnungen dazu angestellt, ebenso Heinz Lampert, Jürgen Borchert, Franz Kaufmann

und andere. Lampert kommt 2001 auf einen Mittelwert des Gesamtaufwands (Versorgung und Betreuung) von 160.000 Euro bis zum 18. Lebensjahr, der frühere sächsische Ministerpräsident Georg Milbradt ergänzte die Berechnungen durch den Hinweis, dass durch den Ausfall eines intakten Familienverbandes das Land Sachsen für die Betreuung, Erziehung, Unterkunft und Ernährung der Kinder pro Heimplatz jährlich etwa 25.000 Euro, bis zum 18. Lebensjahr also 400.000 Euro aufwenden muss. Der Gedanke gilt freilich auch für andere Länder und Nationen. Man kann folgern: Eine intakte Familie ist ein gutes Geschäft für Vater Staat. Und es wäre, auch hier wieder, in seinem Interesse, die Stabilität von Familie zu fördern.

Generell gilt nach Berechnungen von Wirtschaftsforschungsinstituten und Gerichtsurteilen in Deutschland: Private Konsumausgaben und unbezahlte Zeiten ergeben für Eltern im Durchschnitt pro Kind monatliche Gesamtkosten von mindestens 1440 Euro. Dagegen stehen die familienpolitischen Leistungen wie Kindergeld (154 Euro/Monat) oder steuerliche Kinderfreibeträge. Das ergibt dann in der Summe durchschnittliche Kosten von rund 800 Euro. Hinzu kommen aber die Verbrauchssteuern, zum Beispiel die Mehrwertsteuer. Sie belasten natürlich Familien besonders, weil sie konsumieren müssen. Eine Nichterhöhung der Mehrwertsteuer zum Beispiel bei Brot und Milch

In welchen Lebensformen wachsen Kinder auf?

Mehr als drei Viertel der Kinder leben bei verheirateten Eltern



Datenquelle: Evelyn Laue/Ingeborg Vorndran: Gesundheit von Kindern und Jugendlichen, STAT-magazin 3.4.2008, Statistisches Bundesamt Wiesbaden 2008, S. 5.

und Büchern etc. hilft den Familien wenig. Sie werden nur nicht zusätzlich belastet. Sinnvoller wäre es in der Tat, auch diese Waren mit der höheren Mehrwertsteuer zu belegen und den Familien eine Kompensation – etwa über das Kindergeld – zukommen zu lassen. Sonst subventioniert man, wie der Finanzexperte Rolf Peffekoven richtig sagt, „auch die Milch für die Katzen der Reichen“. Aber so weit denkt man in den Regierungen in der Regel nicht. Man hat kein Gespür dafür, wie Familien mit mehreren Kindern über die Runden kommen. Familien überleben, weil sie Synergie-Effekte nutzen, weil sie sparsamer einkaufen, weil sie vielfach nicht in Urlaub fahren (während die kinderlosen Doppelverdiener drei- und viermal fahren), weil die Großeltern helfen (der Transfer der älteren auf die jüngere Generation beläuft sich mittlerweile auf rund 22 Milliarden Euro pro Jahr), weil sie billigeren Wohnraum suchen, weil sie das Kindergartengeld sparen, weil sie mit zusätzlichen Jobs ein Zubrot verdienen, weil sie keine (zweite) Lebensversicherung für die Altersvorsorge abschließen, weil sie kein Auto fahren oder nur ein altes, weil sie nicht ins Theater oder Kino gehen, sondern sich mit Videos Kinoabende zuhause machen, weil sie kein Handy haben oder nur eins mit begrenzten Sprechzeiten, weil sie Restaurants nur von außen kennen, weil, weil, weil. Sicher ist: Die größte Alltagsbelastung stellen für die deutschen Mütter Geldsorgen dar.

Was kann, was muss der Staat nun tun? Familienpolitik ruht auf zwei Säulen: Leistungsgerechtigkeit und Wahlfreiheit schaffen. Und sie sollte, vor allem in Europa, auch ein weiteres Ziel vor Augen haben: Bevölkerungswachstum und damit zusammenhängend Generationengerechtigkeit. Anerkennung einer Leistung, mithin auch Leistungsgerechtigkeit, und das Angebot der Wahlfreiheit erreicht man in unserer durchökonomisierten Gesellschaft mit Finanzmitteln. Diese werden per Gesetz verteilt. Hier ist der Gestaltungsraum für die Politik.

Immer wieder kommt in diesem Zusammenhang die Forderung nach einem Erziehungslohn oder Erziehungsgehalt auf die Agenda. Es ist eine Form, Leistungsgerechtigkeit zu schaffen. Ihr Vorteil ist, dass sie den

Müttern oder Erziehenden eine eigene Erwerbsbiographie schafft mit Rentenanspruch und sozialer Sicherung. Die Diskussion darüber wird seit Jahren mit mehr oder weniger hoher Intensität geführt. Es gibt heute auch einige Staaten, die auf diese Weise teilweise die Leistung der Eltern honorieren. Genannt seien Norwegen, Finnland, Schweden oder Frankreich. Alle Länder haben ein mehr oder weniger hohes Kindergeld oder auch Steuerfreibeträge. Entscheidend ist

Echte Wahlfreiheit würde bedeuten, den Spielraum der Familien zu vergrößern, und zwar nicht nur durch Schaffung von mehr Krippenplätzen, sondern durch Erweiterung der wirtschaftlichen Basis.

nicht die Art des Honorars, sondern das Netto-Ergebnis für die Familie. Ein Vergleich ist außerdem schwierig, schon wegen der großen Unterschiede bei der Besteuerung in Europa. Da in Südeuropa zum Beispiel die Steuermoral nachweislich geringer ist als in Nordeuropa gibt es schon seit Jahrzehnten ein Gefälle zwischen direkten und indirekten Steuern, zwischen hohen Verbrauchssteuern und geringeren Einkommenssteuern im Süden und umgekehrt im Norden. Deshalb haben die hohen Verbrauchssteuern plus geringe Leistungen des Staates für Familien in Südeuropa zu einem Abfall der Geburtenzahlen geführt. Italien, Spanien, Griechenland, Zypern liegen am Ende der Tabelle. Zypern reagiert jetzt. Man zahlt seit 2008 für das dritte Kind eine Geburtsprämie von 35.000 Euro, Spanien will ebenfalls eine Geburtsprämie zahlen und zwar von 2500 Euro, aber für jedes Kind. Der französische Demograph Gerard Francois Dumont hat vor drei Jahren die damaligen Maßnahmen zusammengefasst und in Funktion zur Fertilität gestellt. Ergebnis: Es kommt darauf an, wie das Geld investiert wird. Nur da, wo Eltern das Geld überwiegend selbst erhalten, ist die Geburtenquote auch höher (Frankreich, Irland, Finnland, Dänemark, z.B.). Wo es wenig oder gar kein Geld gibt (Spanien, Italien, Polen, etc.), ist die Geburtenquote niedrig, trotz positiver Einstellung zu Familie.

Die Leistungsgerechtigkeit hängt eng mit der Wahlfreiheit zusammen. Wahlfreiheit (meist für die Frau) ist per definitionem nur gegeben, wenn die Familie tatsächlich die zwei Optionen hat, nämlich Erwerbsberuf außer Haus und damit auch Fremdbetreuung für die Kinder oder Familienarbeit und damit auch Selbstbetreuung der Kinder, und all das ohne Nachteile für die Eltern (für das Kindeswohl sieht das anders aus, das Kleinkind hat keine Wahlfreiheit, es will die Mutter) in dem einen oder anderen Fall. Schon heute aber werden Eltern verschärft dazu gezwungen, zu zweit einem Erwerbsberuf außer Haus nachzugehen, weil die Politik durch familienfeindliche Gesetze (in Deutschland die Streichung von bisherigen Zuwendungen oder durch Steuer-Erhöhungen) den Entscheidungsspielraum der Familien existentiell eingeengt hat. Echte Wahlfreiheit würde bedeuten, diesen Spielraum zu vergrößern, und zwar nicht nur durch Schaffung von mehr Krippenplätzen, sondern durch Erweiterung der wirtschaftlichen Basis. Paul Kirchhof folgert: Selten war das Wort Honorar so weit entfernt vom Wort Honor, Ehre, wie in der Diskussion um die Familienarbeit.

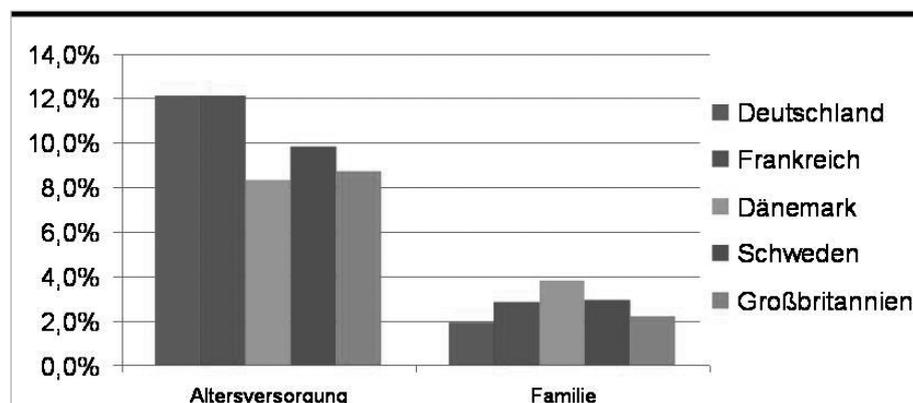
Es gibt aber auch positive Beispiele, etwa Frankreich und Finnland. Sie werden oft, leider auch oft falsch zitiert. In Frankreich gibt es Krippen, aber sie werden nur von elf Prozent der Kinder unter drei Jahren in Anspruch genommen. Auch ist die Frauenerwerbsquote in Frankreich geringer als in Deutschland. In Finnland erhalten die Eltern in den ersten drei Lebensjahren ihrer Kinder ein monatliches Betreuungsgeld von mindestens rund 300 Euro, das durch Geschwisterboni und am Vorverdienst orientierte Zuschläge noch steigen kann. Ein reduzierter Satz wird bis zur Einschulung mit 7 Jahren gezahlt. Die Summen entsprechen etwa der kommunalen Fördersumme für einen Platz in der Kindertagesstätte und werden nur an Eltern gezahlt, die sich für die häusliche Erziehung entscheiden. Im Bildungsministerium wird dies ausdrücklich als „Belohnung für Eltern, die ihre Kinder zu Hause betreuen“, bezeichnet. Dieses Modell führt dazu, dass mehr als 90 Prozent der Kinder unter drei Jahren zuhause betreut werden, nicht immer von der eigenen Mutter, sondern auch mal

von einer Tagesmutter, die ebenfalls bezahlt wird. Die individuelle Erziehung zuhause schafft die emotionale Stabilität, die das Kind für eine gesunde Entwicklung braucht, und das Ranking Finnlands bei den Pisa-Studien gibt diesem Modell offenbar recht. Es beeinträchtigt auch nicht die Erwerbsarbeit, denn 47 % der Berufstätigen in Finnland sind Frauen. Sie sind freilich nicht Vollzeit-Erwerbstätige, sondern meist Teilzeit-Beschäftigte, und das entspricht dem Wunsch der meisten Frauen, die Kinder haben oder sich Kinder wünschen. In Deutschland zum Beispiel würden nach der Geburt ihres Kindes 94 Prozent der erwerbstätigen Frauen ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen, wenn sie es finanziell könnten. Und nach der „Baby-Pause“ würden die Frauen meist auch nur teilzeitig in den Beruf zurückkehren. Ein Bildungsforscher in Trier, Michael Honig, Mitglied des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen der Bundesregierung, hat diese Wünsche eingehender analysiert. Demnach entspricht die „im Beschäftigungssystem übliche Vollzeitarbeit“ in den meisten Fällen nicht den Erwerbswünschen von Müttern mit Kleinkindern, Kindergartenkindern und Grundschulkindern. Sowohl in Ost- wie in Westdeutschland „sprechen sich Mütter mit betreuungsbedürftigen Kindern mehrheitlich für das Vollzeit-Teilzeit-Modell aus, bei dem die Frauen ihr berufliches Engagement zwecks Kindererziehung reduzieren“. Und dieses 1,5-Modell (Vollzeit für den Mann, Teilzeit für die Frau) sei, so die wissenschaftlichen Ergebnisse, keineswegs eine Kompromiss-, sondern eine Wunschlösung, die persönlich gewollt und nicht den „unbefriedigenden Betreuungsangeboten geschuldet ist“. Die Mütter sehen diese Kompromissform als „Bereicherung ihrer Aufgabe“, die Frau nimmt also ihre pädagogische Aufgabe zunehmend als Vermittlung zwischen Familie und Umwelt im Sinne einer Entwicklungsförderung der Kinder wahr. Mit anderen Worten: Die Mehrheit der Frauen sieht die Priorität der Beziehung Mutter-Kind und ist bereit, dafür auch finanzielle Opfer zu bringen. Offenbar ist ein möglichst hohes Einkommen keineswegs das einzige Lebensziel für moderne Frauen.

Aber die Politik handelt nicht nach diesen Wünschen. Teilweise handelt

sie sogar genau gegen sie. Sie folgt den Wünschen der Politiker und Journalisten, und das hat Folgen. Denn das Prekariat und die Armut der Familien wächst. Entsprechend schmilzt die Mittelschicht. Vor acht Jahren gehörten noch gut 62 Prozent der Bevölkerung der so genannten Mittelschicht an, heute sind es nur noch 54 Prozent, Tendenz weiter fallend. Vor allem betroffen sind dabei die Familien. Sie gehören zu den besonders bedrohten

des gesellschaftlichen Miteinanders droht aus den Fugen zu geraten und das vielleicht schon mittelfristig. Die zwei wichtigsten Institute einer freien Gesellschaft sind, meinte der liberale Ökonom Friedrich August von Hayek, „das private Eigentum und die Familie“. Beide Institute stehen unter Druck. Und es besteht ein Zusammenhang zwischen beiden Instituten. Mittelschichten sind das Fundament freiheitlicher Demokratien. Wenn die



Ausgaben verschiedener Staaten in Europa für Familien und Altersversorgung gemessen am Bruttosozialprodukt. Qu: 7. Familienbericht der Bundesregierung

Gruppen und werden von der Großen Koalition regelrecht „in die Armut geprügelt“, wie der bekannte Sozialrichter Jürgen Borchert sagt. Der Mainzer Professor Hermann Adrian sieht wie Borchert den Hauptgrund in der „systematischen Ausbeutung“ von Familien mit mehr als einem Kind durch die ungerecht verteilenden und belastenden Sozialsysteme. Auch das Bundesverfassungsgericht hat sich mehrfach in diesem Sinn ausgesprochen. Es sind die gewollt Kinderlosen, vor allem die rund 30 Prozent kinderlosen 68er, die in ihrer Ablehnung aller Ordnung und Hierarchien gedanklich stehengeblieben sind, die heute Allgemeinwohl mit Mein Wohl übersetzen und die Sozialsysteme aushöhlen. Sie sind in den Medien und der Politik überproportional vertreten.

Diese Gruppe der Erwerbsarbeits-Ideologen verletzt das Subsidiaritätsprinzip, indem sie dem Staat Erziehungsaufgaben zuweist, die die Familie besser leisten kann. Sie plädiert für die Objektförderung und gegen die Subjektförderung. Sie verabsolutiert die Erwerbsarbeit und missachtet das Familienmanagement. Das kann nicht ohne Folgen auf die freiheitliche Verfasstheit der Staaten in Europa bleiben. Die Statik

Familienarbeit honoriert wird und Familien Privateigentum erwerben können, dann gibt es Kinder, dann gibt es Humanvermögen, dann gibt es auch Freiheit. Wo der Staat aber das Private usurpiert, sei es in der Erziehung durch zu viel Fremdbetreuung, sei es beim Eigentum durch zu viel Steuern, dann gibt es weniger Kinder, weniger Humanvermögen, weniger Freiheit. Denn das wusste schon Montesquieu, und er hat es bezeichnenderweise in seinen Gedanken zum Untergang des römischen Reiches geschrieben: Ohne Familie keine persönliche Erziehung, ohne persönliche Erziehung keine freie und verantwortungsbewusste Persönlichkeit, ohne Persönlichkeit kein Sinn für Freiheit.

Finanzen, Freiheit und Familie hängen zusammen. Man kann deshalb auch Demographie, Wirtschaft und Familie nicht isoliert betrachten. Entweder es gelingt, Ehe und Familie als wertvolle und wertstiftende Institutionen zu stabilisieren – hier haben auch die Kirchen viel zu sagen, der Papst macht es vor –, oder diese Gesellschaft fällt auseinander mit Folgen, die heute noch nicht absehbar sind. Die Familienvergessenheit der Politik ist, so gesehen, auch Zukunftsvergessenheit, die eigentlich niemand mehr verantworten kann. □

Der lange Weg ins Weite

Der 97. Katholikentag in Osnabrück unter dem Leitwort

„Du führst uns hinaus ins Weite“ hatte Hoch- und Tiefpunkte. Eine Nachlese

Alle vier Jahre wieder: Katholikentag. Was ist der Sinn dieser Großveranstaltungen, von Kritikern als „Eventkatholizismus“, von Befürwortern als „Glaubenstankstelle“ tituliert? Der Veranstalter, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, sieht dem Vorwort zum Programmheft zufolge im Katholikentag „die außerordentliche Chance, sich gemeinsam den Herausforderungen der Zeit zu stellen, Sorgen und Ängste zu überwinden und Schritte in eine weite und gute Zukunft zu wagen.“ Ein steiler, wenn auch vage gehaltenen Anspruch.

In Osnabrück war allerorts das ernste und ehrliche Bemühen zu spüren, diesem Anspruch gerecht zu werden. Die Kirchenmeile überraschte in ihrer Vielfalt, wenn nicht Widersprüchlichkeit: Neben dem Stand der Aktion Lebensrecht für alle (ALFA e.V.) war die Vereinigung kath. Priester und ihrer Frauen e.V. (VkpF) untergebracht. Auf der Medienmeile ein ähnliches Bild des weiten Meinungsspektrums innerhalb der einen Mutter Kirche: Neben der Repräsentanz der Tagespost prangte das Werbeschild des Publik-Forum. Auch bei den Gemeinschaften und Initiativen babylonische Verhältnisse: Totus Tuus und Charismatische Erneuerung in trauer Nachbarschaft zur „KirchenVolks-Bewegung: Wir sind Kirche“ und zu den „Lesbischschwulen Gottesdienstgemeinschaften“. Dem unbedarften Besucher dieser Meile wird sich nach dem wohligen Gefühl einträchtiger Vielfalt alsbald jedoch eine Frage aufgedrängt haben: Kann das alles Ausdruck desselben Glaubens an dieselbe Wahrheit sein? Die unangenehme Frage der Wahrheit, sie war der Stachel im Fleisch eines programmatisch fülligen Katholikentags. Und wird es wohl auch für künftige Versammlungen dieser Art sein.

Wo steht das Zentralkomitee? An der Seite des Papstes jedenfalls eher nicht. Das zumindest war der Eindruck vieler Medien. Nicht ganz ohne Grund titelte etwa Spiegel Online: „Frust über Vatikan: Welcher Teufel reitet Benedikt?“ Gegenstand der Berichterstattung war die Kontroverse um die vom Heiligen Vater neu formulierte Karfreitagsfürbitte für die Juden. „Enttäuschung“, „Frust“, „Verzweiflung“ – das waren nicht selten die Worte, die man für Rom übrig hatte. Doch bemühte sich vor allem der neue Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, dabei seine ehrwürdigen und friedfertigen Motive in den Vordergrund zu stellen. Den im deutschen Episkopat und in der Universitätstheologie zur Kür gehörenden teutonischen Aufstand gegen die ultraalpinen Vorgesetzten wollte man nicht zur Schau stellen. Das wäre in Zeiten eines medial omnipräsenten und beliebten deutschen Papstes wohl auch unklug.

Dennoch war unverkennbar, wes Geistes Kinder bei so mancher Veranstaltung am Werk waren.

Etwa bei den Politikerforen: Bundeskanzlerin Angela Merkel wurde trotz der für das gesamte katholische Lager enttäuschenden Stichtagsentscheidung vom 11. April hofiert und umjubelt. Applaus erhielt sie meist, noch, bevor Worte einen Anlass bieten konnten. Als seien Politiker in ihrer Arbeit nicht abhängig von der ihnen gebotenen Öffentlichkeit, konnte man sich gar nicht oft genug bedanken, dass Frau Merkel und ihre Kollegen sich „die Zeit genommen hätten“ nach Osnabrück zu kommen. Die für viele Strategen im Adenauerhaus verloren geglaubte Klientel der organisierten und informierten Katholiken war zumindest in Osnabrück bereits durch die entschiedene

Vertretung von Allgemeinplätzen zu gewinnen: Ziel müsse sein, dass „alle vernünftig leben können, ein Wechsel könne darin bestehen, „dass wir doch mal bei uns anfangen“. Auch nach so viel Wohlwollen zeigte sich die CDU-Vorsitzende immer noch ein wenig überrascht, als sie für ihre Feststellung „dass die jungen Menschen von heute vor großen Problemen stehen“ bereits tosenden Beifall erntete. So konnte ihr Schlussappell zum Klimaschutz denn auch recht allgemein darin bestehen, dass „wir alle miteinander überlegen, wie wir das schaffen wollen“. Familienministerin Ursula von der Leyen bekam auf ihrem Podium „Braucht Mama Papa Staat?“ auch eine „one-woman-show“ ohne nennenswerte Gegner geboten. Bei so wenig Kontroverse wagten einige kritische Journalisten auf der Pressekonferenz nach den Gründen für die Abwesenheit von Erzbischof Joachim Kardinal Meisner und Bischof Walter Mixa zu fragen – und erhielten zur Antwort, dass von 27 Diözesanbischöfen immerhin 22 in Osnabrück zugegen seien.

Der Eindruck ließ sich nicht abstellen, dass den wirklich drängenden Fragen nach der Zukunft von Kirche und Gesellschaft und den damit verbundenen Konflikten in der Friedensstadt Osnabrück mitunter willentlich aus dem Weg gegangen wurde. Doch es gab viel Ablenkung und Unterhaltung: „Klang der Religionen – Musik für den Frieden“, „Zen und Yoga christlich leben“, „Multireligiöser Spaziergang“ oder „Interreligiöser Frauenstammtisch“ und „Kornkraft statt Kernkraft“ – für jeden war etwas dabei. Ein Journalist berichtete davon seiner Redaktion zuhause mit folgenden Worten: „Hier gibt es alle Sport- und Musikarten, die ihr euch nur denken könnt. Aber mit Gott hat

das nichts zu tun.“ Man wollte „Soul-food“ geben, auf Podien wie „Rein oder raus, rauf oder runter?“ alle Fragen des Lebens auf einmal diskutieren. Statistisch gesehen war man dabei erfolgreich: 40.000 Teilnehmer pro Tag, ein sichtbar junges Publikum, viele Anbieter, hohe Medienresonanz und ein beispielloses Stelldichein der politischen Kaste. Die Frage wird jedoch sein: Was bleibt?

Man fühlt sich bei dieser Frage an das Wort Benedikts XVI. erinnert, dass den Menschen nur dann alles gegeben werde, wenn ihnen auch die volle Wahrheit sowie die ganze Wirklichkeit Gottes vermittelt werde. In Osnabrück erhielt man „Einsblicke“, „Impulse“, „Aspekte“ und

Für sie und ihre Erleuchtung zu beten (Karfreitagsfürbitte) die Konsequenz aus der Nächstenliebe. Sich dagegen zu empören und auf Besonderheiten der deutschen Geschichte zu verweisen ist wohlfeil und medienwirksam. Zeuge der ganzen Wahrheit zu sein sieht so jedoch nicht aus.

Wenn es Wahrheit gibt, kann die Frage nach ihr nicht der letzte Ratschluss sein. In Osnabrück hatten viele Mitwirkende Fragen – wenige boten Antworten an. Denen, die Position bezogen, wurde mit der Skepsis der Erfahrung begegnet: „Antworten auf die großen Fragen des Lebens – das hatten wir doch schon einmal in Deutschland.“ Also alle um Vermittlung von Orientierung bemühten Au-

bestehen, ihr lediglich ein Forum zu geben und mitzufragen. Die Kirche und in ihr vor allem die Laien sind gefragt, aus dem Glauben auch Antworten zu formulieren

Das Zentralkomitee in seinem Selbstverständnis als Vertretung der Laien wird sich in Zeiten der gesellschaftlichen Atomisierung und der religiösen Beliebigkeit fragen müssen, wie es sich definieren will. Soll sich das Selbstverständnis der katholischen Laien aus der Ablehnung alles Klerikalen speisen? Gibt es einen Unterschied zwischen „geweiht“ und „nicht geweiht“? Glauben wir an die Wirkmächtigkeit von Sakramenten und damit verbunden an das Amt des Priesters? Halten wir die Stiftung und

97. Deutscher Katholikentag vom 21. bis zum 25. Mai 2008 in Osnabrück.

22. Mai 2008: Besuch von Bundeskanzlerin Angela Merkel auf dem Stand des Bistums Osnabrück auf der Kirchenmeile.

V.l.: Franz-Josef Bode, Bischof von Osnabrück; Hans Joachim Meyer, Präsident des ZDK; Bundeskanzlerin Angela Merkel und Werner Thissen, Erzbischof von Hamburg.



„Anregungen“ – die volle Wahrheit aber nicht.

Die beinhaltet nämlich auch die schwierigen Aspekte des christlichen Bilds vom Menschen: so etwa seine Einzigartigkeit und Schutzwürdigkeit von der Befruchtung der Eizelle an – unabhängig von äußeren Faktoren: Während man die Kanzlerin zu „donum vitae“ führte, verbot man ALFA, Embryonenmodelle zu verteilen, da dies „anstößig“ sei. So sieht die ganze Wahrheit nichts aus, Toleranz und Weite auch nicht.

Die volle Wahrheit beinhaltet auch, dass das Bild von Gott in Christentum, Islam und Hinduismus nicht dasselbe ist. Anderen Religionen „Strahlen der Wahrheit“ zuzugestehen (Dokument Dominus Jesus aus dem Jahr 2000) ist die entsprechende aufrichtige Lehre.

toritäten wie etwa den Papst diskreditieren und einfach weiterfragen ohne Antworten finden zu wollen? So sieht die ganze Wahrheit ganz sicher nicht aus.

Der Katholikentag ist eine gute und wichtige Institution. Er bietet die Gelegenheit, kirchliches Leben in seiner Breite abzubilden, innere Kräfte zu stärken, frische Luft von außen in manch stickiges Kirchenmilieu einzufloßen. Keine Frage, unsere Gesellschaft und unsere Zeit brauchen engagierte Laien mehr denn je. Sie sind es, die dem Glauben an jedem Ort und zu jeder Zeit ein menschliches Antlitz geben und zu seiner konkreten Wirkung und Entfaltung in dieser Welt beitragen können.

Die Kanzlerin fragte in Osnabrück „Wo wollen wir hin?“ Die Aufgabe des Katholikentags kann nicht darin

das Wesen der Kirche für von Gott gewollt? Glauben wir an eine gegebene Wahrheit und wollen diese entdecken oder wollen wir eine neue schaffen?

Der Titel eines Podiums zur Rolle der Laien sprach Bände: „Zwischen Chaos und Kairos“. Der Kairos für die Laien in Deutschland ist längst da. Mit dem verstorbenen Papst Johannes Paul II. könnte man sagen: Ihr deutschen Laien, habt keine Angst, Heilige des 21. Jahrhunderts zu sein! Dafür wird man manche gute alte Tradition des deutschen Krawallkatholizismus jedoch endlich hinter sich lassen müssen. Man wird sich vielleicht stärker noch als bisher auf die Wahrheit des geoffenbarten Gottes verlassen müssen. Aus der geistigen Enge von Kirchenpolitik, Selbstrechtfertigung und Selbstbestätigung führt er dann hinaus ins Weite. □

Die Deutschen und ihre jüdischen Mitbürger

Wir bringen einen Auszug aus dem neuen Buch des Politologen Prof. Dr. Konrad Löw über das Verhältnis zwischen den Deutschen und ihren jüdischen Mitbürgern im 20. Jahrhundert.

Der Münchener Kardinal, Michael Faulhaber, wurde bestürmt, dem Anschwellen judenfeindlicher Hassgesänge entgegenzutreten. Nur wenige Tage vor Hitlers Marsch zur Feldherrnhalle am 9. November 1923 sprach er in seiner Allerseelenpredigt „von der gegenseitigen Liebe im gemeinsamen Leid.“ Mit blindem Hass gegen Bauern und Bayern, gegen Juden und Katholiken würden keine Wunden geheilt.

Die Bauern und die Juden in einem Boot? Das überrascht. Doch auch Sigmund Fraenkel weiß, aus, wie er selbst betont, langjähriger Erfahrung, „dass es gerade unsere gläubige Landbevölkerung ist, die diesen religiösen Satzungen des Judentums den tiefsten Respekt ... entgegenbringt“.

„Alois Hundhammer war ein Freund“

Werner Cahnmann, der Syndikus des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, dem wir schon begegnet sind, schildert seine Versuche, eine Abwehrfront gegen die Antisemiten zu errichten: „Die Zeit, zu kämpfen und Einfluss zu nehmen, war in den zwanziger Jahren; aber die Frage war, ob man Bundesgenossen finden konnte ... In Bayern war die Sozialdemokratie in hoffnungsloser Opposition ... Gegen Ende der zwanziger Jahre verstanden Kardinal Michael Faulhaber und

die feingebildeten Domkapitulare, dass die Rassenlehre heidnisch, die [Hitler-]Partei antikirchlich war ... Es war daher möglich, mit der Bayerischen Volkspartei ins Gespräch zu kommen.“ – Ob die in diesen Sätzen enthaltene Kirchenkritik richtig ist, erscheint fraglich. Längst vorher war das „positive Christentum“ des NSDAP-Programms dem katholischen Klerus suspekt, Faulhaber Mitglied des Vereins Amici Iudeorum und so ein Gegner der Antisemiten. 1929, zum 60. Geburtstag, gratulierten jüdischerseits Alfred Neumeyer und Rabbiner Dr. Baerwald dem Kardinal, „der sich den Juden stets freundlich erwiesen hatte“, wie Neumeyer dank seiner Position zutreffend beurteilen konnte Doch eine kirchenamtliche Verurteilung einer Splitterpartei, wie es die NSDAP bis 1930 gewesen ist, hätte ihr Ansehen in den Kreisen der Atheisten nur noch gesteigert. Das sollte vermieden werden. Ist diese Überlegung nicht nachvollziehbar?

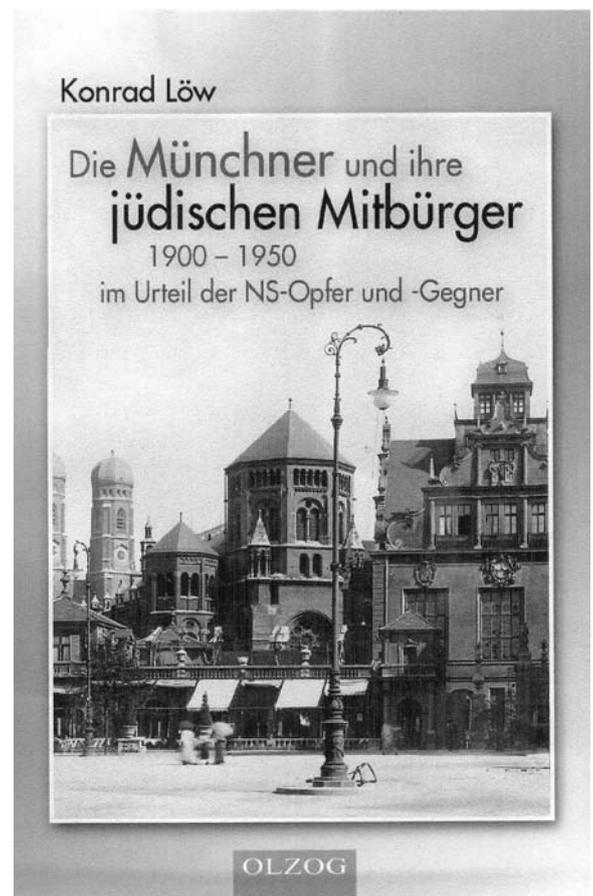
Wie auch immer, Cahnmann fährt fort: „Wertvolle Mitstreiter waren der un-nachahmliche Stadtbibliothekar Hans Ludwig Held und Stadtpfarrer Muhler. Stadtpfarrer Muhler half mir, einen Gesprächskreis jüdischer und katholischer Studenten einzurichten.“

Dr. Emil Muhler war Pfarrer von St. Andreas, in der NS-Zeit mehrmals verhaftet, zuletzt in Dachau unter der Häftlingsnummer 110434.

Weiter in Cahnmanns aufschlussreichem Text:

„Durch die Vermittlung Dr. S... kam die Bekanntschaft mit Dr. Alois Hundhammer, damals Generalsekretär des Bayerischen Christlichen Bauernvereins und Abgeordneter der Bayerischen Volkspartei, zustande ... Dies war der Beginn einer lang-jährigen politischen Zusammenarbeit, die weit über die Nazizeit hinausreichte. Alois Hundhammer war ein Freund.“

Namhafte Leute der Bayerischen Volkspartei versuchten damals, wie Cahnmann berichtet, mit Hilfe auch jüdischen Geldes eine paramilitärische Organisation aufzubauen, die



Konrad Löw, Die Münchner und ihre jüdischen Mitbürger 1900 - 1950 im Urteil der NS-Opfer und -Gegner. Paperback, 192 Seiten, Euro 16,90, ISBN 978-3-7892-8295-1

Bayernwacht, um mit ihrer Hilfe Bayern vor der braunen Gefahr „abzukapseln“.

„Judentum – Christentum – Germanentum“

Eines Abends im Dezember 1933 ging der Jude Karl Stern durch die Straßen Münchens: „Da fiel mein Blick auf eine Anzeige ... Sie kündigte Adventspredigten des Kardinals über ‚Judentum und Christentum‘ an ... Und am folgenden Sonntagabend gingen mein Bruder und ich in die St. Michaels-Hofkirche. Es waren ungeheuer viele Leute da. Wir wurden gedrängt und geschoben ... Ich glaube, die meisten Leute waren nur gekommen, weil sie aus dem Thema der Predigt entnahmen, dass es etwas gegen die Nazis geben würde ... Kardinal Faulhabers Predigt war sehr schicht und ungeklügelt. Ihm ging es einzig darum, den Geburtsschein Jesus von Nazareth, einem Juden im Fleisch, klarzustellen... Mir schien diese Predigt im richtigen Augenblick und ganz besonders für mich gehalten zu sein.“

Der Andrang war so gewaltig, dass Übertragungen in andere Kirchen erfolgen mussten. Von den rassistischen Exzessen war zwar nicht ausdrücklich die Rede. Aber alle Hörer, auch die von der Gestapo, verstanden: „Erstens darf die Liebe zur eigenen Rasse in der Kehrseite niemals Hass gegen andere Völker werden ... Rasse ist Verbundenheit mit dem Volk, Christentum ist zunächst Verbundenheit mit Gott. Rasse ist völkische Geschlossenheit und Abgeschlossenheit, Christentum ist weltweite Heilsbotschaft an alle Völker ... Wir dürfen niemals vergessen: Wir sind nicht mit deutschem Blut erlöst.“ Und abschließend: „Wir lassen an der Stelle des Kreuzes keine Donareichen pflanzen.“

Unter der Überschrift „Eintreten für das Judentum“ heißt es in einem Lagebericht des Sicherheitsdienst-Hauptamtes vom Frühjahr 1934: „Der nationalsozialistische Staat hat durch seine Gesetzgebung den Kampf gegen den übermäßigen Einfluss des Judentums im gesamten Kultur- und Wirtschaftsleben Deutschlands aufgenommen. Gegen diese Maßnahme wird von katholischer Seite zwar

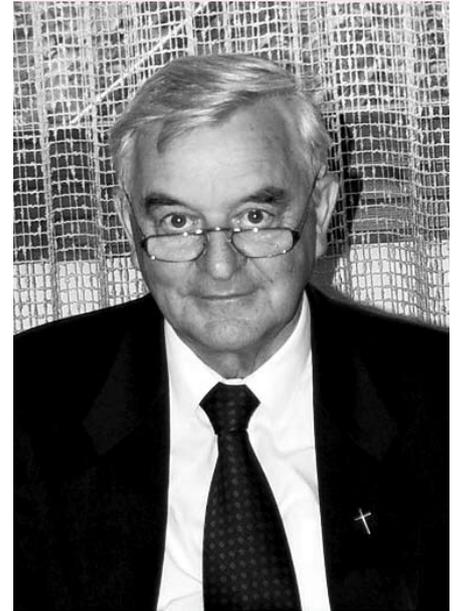
nicht offen Stellung genommen, aber aus zahlreichen Äußerungen geht deutlich die Sympathie für das Judentum hervor. Allein die Tatsache, dass das dem Dauerbeschuss ausgesetzte Fundament des jüdischen Glaubens, die Thora, verteidigt und zugleich als Fundament auch des Christentums herausgestellt wurde, genügte, um die Verbreitung zu untersagen und den Kardinal als „Judenfreund“ zu ächten. In der Nacht vom 27. auf den 28. Januar 1934 wurde der große Salon des Erzbischöflichen Palais‘ beschossen. Wie kaum anders zu erwarten, konnten die Täter nie ermittelt werden.

Karl Neumeyer, ein entlassener akademischer Lehrer, Bruder von Alfred Neumeyer, waren Staatsbibliothek und Universitätsbibliothek verschlossen. Aber er fand „eine außerordentlich entgegenkommende Aufnahme in der großen Bibliothek der Benediktiner von St. Bonifaz in München.“

Wie schon erwähnt, ging der Judenboykott 1935 Hand in Hand mit der Störung der amtlich genehmigten Caritas-Sammlung der katholischen Kirche und der Gewalthandlungen gegen die Caritas-Helfer.

Kardinal Faulhaber war es auch, der den Entwurf für das päpstliche Rundschreiben „Mit brennender Sorge“ vom März 1937 verfasste, in dem der Rassismus auf das Schärfste verurteilt wird: „Wer immer die Rasse oder das Volk oder den Staat oder die Staatsform, die Träger der Staatsgewalt oder andere Grundwerte menschlicher Gemeinschaftsgestaltung – die innerhalb der irdischen Ordnung einen wesentlichen und ehregebietenden Platz behaupten – aus dieser ihrer irdischen Wertskala herauslöst, sie zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und verfälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge ...“

Dem Papst berichtete der Münchner Kardinal: „Mir war es eine seelische Freude, am Vormittag in 30 Minuten, am Abend in 70 Minuten in meinem Dom das Rundschreiben selber zu verlesen ... Das Volk lauschte mit größter Aufmerksamkeit. Die Sonderdrucke wurden den Verteilern aus der Hand gerissen, weil alle ein Exemplar mitbringen wollten.“ □



Stephanuspreis für Professor Dr. Dr. Anton Ziegenaus

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus bekam am 19. Mai 2008 in Budapest als Anerkennung seines wissenschaftlichen Lebenswerkes den Stephanuspreis zuerkannt. Diese hohe wissenschaftliche Auszeichnung wurde vor ihm Joseph Kardinal Ratzinger zuteil.

Von seiner achtbändigen Dogmatik sind bereits drei Bände in die ungarische und rumänische Sprache übersetzt. Die Übertragung in das Koreanische ist in Vorbereitung.

Prof. Dr. Dr. Ziegenaus ist Autor unserer Zeitschrift, Mitglied des Kuratoriums des „Forum Deutscher Katholiken“ und Referent auf den Kongressen „Freude am Glauben“. Wir freuen uns mit dem Preisträger über die große Anerkennung und gratulieren ihm dazu sehr herzlich.

Es fehlt das mitreißende Beispiel

Die Bundestagsparteien der Großen Koalition CDU/CSU und SPD wollten sich bis 2010 ihre Diäten um 15% erhöhen (AZ, 7.5.08). Diese Maßnahme hat in der Bevölkerung Widerspruch und Empörung ausgelöst. Im November 2007 hatten sich die Bundesparlamentarier bereits eine Anhebung ihrer Bezüge um rund 9% genehmigt. Nun sollten noch einmal rund 6% hinzukommen. Diese „Anpassung“ ist an den Tarifabschluss im öffentlichen Dienst gekoppelt. Unmut löste neben der Diätenerhöhung insbesondere aus, dass die Parlamentarier für ihre Altersversorgung nicht selber sorgen müssen. Die Bürger sahen dieses „ungenierte Zulagen“ der Volksvertreter vor dem Hintergrund der Nullrunden für Rentner und Pensionisten 2004, 2005, 2006 und einer Rentenerhöhung von 0,54% 2007 und 1,6% 2008.

Abgeordnete sollen ordentlich verdienen, um unabhängig gegenüber Bestechung und der modernen Form der Korruption zu bleiben. Das ist der Fall. Die Bundestagsabgeordneten verdienen derzeit 7339 Euro pro Monat. Was die Menschen empört, ist der Umstand, dass die Parlamentarier die Tarifparteien zur Mäßigung aufrufen, von der Bevölkerung Opfer verlangen, aber selber kaum ein Maß kennen, kurz, dass sie sich elitär aus der Volksgemeinschaft ausklinken und Entsolidarisierung praktizieren. Was die Menschen vermissen, ist das Beispiel und die Geste der Führenden, die dem kleinen Mann das ihnen abverlangte Opfer erträglicher machen.

Als Alexander der Große mit seiner Armee auf dem Weg nach Indien durch eine dürre Wüste zog und seine Soldaten am Verdursten waren und zu murren begannen, wurde ihm ein Helm mit Wasser gebracht. Alexander nahm diesen Helm und schüttete das Wasser vor aller Augen in den Wüstenboden. Das war eine große Geste. Die Soldaten verstanden sie und zogen weiter.

Die Menschen brauchen auch einmal das große Beispiel. Das haben sie in der Diskussion um die Diätenerhöhung vermisst. Was werden die Folgen sein? Das Ansehen der Volksvertreter, das ohnehin nicht hoch ist, wird weiter sinken. Die Politverdros-

Auf dem Prüfstand

senheit wird weiter zunehmen und sich in abnehmender Wahlbeteiligung niederschlagen. Die Nichtwähler sind ohnehin schon die „stärkste Partei“. In Krisenzeiten sind sie ein gefährliches Potential für Demagogen. Die „Die Linke“, jene Partei, die sich schon heute als Partei der „Gerechtigkeit“ aufspielt, wird weiter Zulauf bekommen.

Was wir brauchen, sind Politiker, die nicht „soziale Gerechtigkeit“ predigen, sondern selber praktizieren, Menschen, die dienen, auch in der Politik!

Dieser Vorgang ist ein Grund, über die Aufgaben und Pflichten der Volksvertreter, besonders der Regierungsparteien, nachzudenken. In ihrem Amtseid schwören sie, das Wohl des Volkes zu mehren und Schaden von ihm abzuhalten. Im Katechismus der Katholischen Kirche (Kompendium Ziff. 406) heißt es: „Die Autorität wird rechtmäßig ausgeübt, wenn sie sich für das Gemeinwohl einsetzt und sich sittlich erlaubter Mittel bedient“. Unter „Gemeinwohl“ versteht die Sozialbotschaft der Kirche „die Gesamtheit jener Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, die den Gruppen und Einzelnen ermöglichen, die eigene Vollendung zu erlangen“ (Ziff. 407). Dieses Gemeinwohl wird „in jenen politischen Gemeinschaften verwirklicht, die das Wohl der Bürger und der kleinen Gemeinwesen schützen und fördern, ohne das allgemeine Wohl der Menschheitsfamilie zu vergessen“ (Ziff 409).

Offensichtlich haben die Bürger nicht das Gefühl, dass die Regierungsparteien das Gemeinwohl ausreichend im Auge haben. Am Ende der ersten großen Koalition (1969) hatten die heutigen Regierungsparteien noch eine Zustimmung von

rund 89% in der Bevölkerung, jetzt (4.4.2008) von 63%.

Diese Regierung sorgt sich viel um die Aussagen des Politbarometers, das die jeweilige Wählergunst widerspiegelt, aber zu wenig um den wichtigsten Zukunftsträger, die Familien mit Kindern. Die Familie wird der Wirtschaft geopfert, wie die Politik der Forcierung der Kitas und der Ganztagschule zeigt. Das hat auch damit zu tun, dass 50% der Volksvertreter kein oder nur ein Kind haben, d.h. die wirklichen Verhältnisse von Familien mit mehreren Kindern persönlich nicht kennen.

Hubert Gindert

Das wahre Gesicht der Grünen

Die 260 Delegierten der Grünen haben auf ihrem Landesparteitag am 7. Juni 2008 in Augsburg einen Beschluss gefasst, der jedem politisch Denkenden und kulturell Interessierten die Augen öffnen müsste: Kruzifixe und alle religiösen Symbole sollen aus den Schulen entfernt werden.

Bezeichnend für die Grünen ist, dass sie, die auf manchen Gebieten (sexuelle Verhaltensweisen, Formen familiären Zusammenlebens etc.) eine totale Toleranz einfordern, ihr Verbot mit dem „Gebot der Toleranz“ begründen. Der bayerische Kultusminister Siegfried Schneider erklärte dazu: „Kreuze bleiben in Bayerns Schulen und sind wichtige Symbole für ein Leben nach christlichen Werten“, sie gehörten zur Identität der bayerischen Kultur und prägten auch den Heimatbegriff. Auch der bayerische Verfassungsgerichtshof habe sich 2007 für ein Verbleiben der Kruzifixe in den Schulen ausgesprochen. Die Arbeitsgemeinschaft bayerischer Lehrerverbände nannte religiöse Symbole in der Schule unverzichtbar (AZ, 10.6.08).

Die Grünen sind auch eine Partei für den Umweltschutz. Das sind andere Parteien auch. In erster Linie sind sie aber eine kulturevolutionäre Bewegung. Wer ihren Ursprung, die Personen, die die Grundausrichtung der Grünen geprägt haben und ihr Programm näher unter die Lupe genommen hat, wusste das schon vorher. Der weit blickende Kölner Kardinal Höffner hat die Grünen

schon in ihrer Anfangszeit, als eine für Katholiken nicht wählbare Partei bezeichnet. Im Kern hat sie sich bis heute nicht geändert. Wenn Parteien, wie die CDU, die ihre weltanschauliche Basis Zug um Zug demontiert, die Grünen als möglichen Koalitionspartner entdeckt, dann ist das die eine Sache, wenn aber Kirchenführer die Grünen, weil sie beispielsweise bei der Abstimmung zum Stammzellgesetz fast einstimmig gegen die Verschiebung des Datums für den Import von neuen Stammzelllinien votiert haben, dann haben sie das Parteiprogramm der Grünen nicht gelesen und das Abstimmungsverhalten zur Stammzellforschung nicht genau studiert. Denn nur 11 Grüne von den 43 Abgeordneten im Bundestag haben für ein Verbot der Stammzellforschung gestimmt. Dabei hatte der Grüne Volker Beck in der Bundestagsdebatte eindeutig dargestellt, dass mit der Verschmelzung von Ei und Samenzelle die genetische Identität eines Menschen festgelegt ist und es sich bei dem Embryo „um einen Menschen, nicht um Zellmaterial und einen Zellhaufen“ handele. (Lebensforum Nr. 86/2008, S. 19)

Spektakuläre Beschlüsse der 260 Delegierten des Landesparteitages erschrecken noch manche Bundesbürger. Im Karussell der vielen und lauten Botschaften werden solche Nachrichten schnell überdeckt. Daher sollen einige Fakten in Erinnerung gebracht werden. Die Figuren, die die 68er politisch geprägt und hoffähig gemacht haben, sind vor allem Joschka Fischer und auf europäischer Ebene Daniel Cohn-Bendit. Beide haben in der 68er Revolution eine führende Rolle gespielt: Joschka Fischer in Frankfurt, Cohn-Bendit in Paris. Zentrale Parolen wie: Emanzipation von allen Normen, Bindungen und Autoritäten hatte mit Umweltschutz wenig zu tun. Auf diesen Zug sind die Grünen erst später aufgesprungen und haben ihn erfolgreich für Ihre politischen Ziele instrumentalisiert. Die wirksamste Hilfe bekamen die Grünen aus den Redaktionsstuben geistesverwandter Medienleute. Die bunten und emotional ansprechenden Farben und Symbole haben die kulturzerstörerischen politischen Inhalte stets verdeckt. Wer sich aber über die Grünen informieren will braucht

nur nachzulesen, was die Parteiprogramme über Ehe und Familie, Religion, Sexualität, Abtreibung etc. aussagen. Die Grünen wissen, dass das Schwingen der Rautenfahne mit dem Staatswappen in Bayern ankommt. Was viele nicht wissen, sind die politischen Ziele, die sie „einkaufen“, wenn sie bei der Wahl die Grünen ankreuzen:

- Eine intolerante säkulare Gesellschaft, in der von einer radikalen Minderheit bestimmt wird, was Religionsfreiheit im öffentlichen Raum bedeutet.
- Eine Gesellschaft, die keinen Bezug zur christlich geprägten europäischen Kultur hat und sich deshalb multikulturell gibt. In der Summe streben die Grünen eine anarchistische Gesellschaft an, die nach allen historischen Erfahrungen in eine Diktatur mündet.

Hubert Gindert

Dem Anspruch Gottes, nicht dem der Menschen gerecht werden

Das wöchentliche Politbarometer des Fernsehens, das zeigt, wie hohe Parteifunktionäre und politische Parteien in der Wählergunst stehen, wird in einer Mediendemokratie genau beobachtet. Gehen die Popularitätswerte in den Keller, so überlegen die Parteistrategen fieberhaft, wie die Wählergunst wieder zurückgeholt werden kann. Schließlich geht es um die politische Macht im Land. Nicht so in der Kirche. Sie kann Zeitungsoberschriften wie „Der Papst verliert an Zustimmung“ (AZ 30.03.08) gelassen zur Kenntnis nehmen. Die dpa-Meldung: „Papst Benedikt XVI. hat lt. einer Umfrage bei den Deutschen an Zustimmung eingebüßt... Nur noch jeder zweite Bundesbürger ist mit der Arbeit des Oberhauptes der Katholischen Kirche zufrieden, vor einem Jahr waren es noch 70%“, braucht sie nicht zu beunruhigen.

Interessant ist dennoch, was Leitartikler als Begründung dafür angeben. So schreibt Alois Knoller in einem Artikel „Mit Benedikt zurück in alte Zeiten“ (AZ, 22./24.03.08): „Papst Benedikt verliert an Beliebtheit in Deutschland. Seit seinem Amtsantritt vor drei Jahren machen sich in der Katholischen Kirche restaurative Tendenzen bemerkbar ...

Ein Paukenschlag im Kreuzzug gegen die Moderne war die Rehabilitierung der alten lateinischen Messe ... Salonfähig wird wieder das übersteigerte Bild des Klerikers ... „Diktatur des Relativismus“ schimpft Papst Benedikt diese individualisierte Freiheit und stellt ihr den Anspruch der Wahrheit gegenüber. Aber was ist die Wahrheit? Erhebliche Irritationen jüdischerseits löste die neue Karfreitagsbitte des Papstes für den alten Ritus aus. Die Juden mögen Jesus Christus als Retter aller Menschen erkennen, heißt es darin mit dem Anspruch der allein seligmachenden Kirche, der den gebotenen Respekt vor dem eigenen Heilsweg Israels vermissen lässt“. Soweit die Diktion in bester relativistisch-angepasster Sprache.

Es ist gut, dass der Papst nicht wie Politiker auf die Medien- und Wählergunst angewiesen ist. Er hat seinen Auftrag vom Herrn und nur diesem ist er verantwortlich. Zwar wird auch ein Papst gewählt. Die Kardinäle haben aber im Konklave nicht auf die Popularität von Kardinal Ratzinger nördlich der Alpen, zumal bei vielen Theologen und Kirchenfunktionären in Deutschland, geachtet. Sonst wäre Kardinal Ratzinger nicht zum Papst gewählt worden. Die Kardinäle riefen den Heiligen Geist an, damit sie den Mann wählten, der vom Herrn für diese Zeit ausersehen ist, „die Brüder zu stärken“ (Lk. 22,32). Die Kardinäle waren sich darüber im Klaren, welche Sendung ein Papst hat. Sie ist im Katechismus der Katholischen Kirche (Kompendium, Ziff. 182) so beschrieben: „Der Papst, der Bischof von Rom und Nachfolger des Heiligen Petrus, ist das immerwährende und sichtbare Prinzip für die Einheit der Kirche. Er ist Stellvertreter Christi, das Haupt des Bischofskollegiums und der Hirte der Gesamtkirche. Aufgrund göttlicher Einsetzung hat er über die ganze Kirche die höchste, volle, unmittelbare und allgemeine Vollmacht.“

Die Für den Papst gilt es, die auf Christus zurückgehende Sendung zu erfüllen. Wenn er dafür Zustimmung erfährt, dann ist es gut für die Menschen, und wir Katholiken freuen uns darüber. Geschieht das nicht, ist es für uns kein Grund zur Beunruhigung.

Hubert Gindert

Bekennende Gemeinschaften: Dialog nur mit großer Vorsicht

Am 13. Oktober 2007 haben 138 führende muslimische Gelehrte in einem Offenen Brief unter dem Titel „Der Islam – eine Religion des Friedens und der Liebe“ den Papst und andere Vertreter christlicher Gemeinschaften zum Dialog eingeladen. Der Papst hat die Einladung begrüßt; vom 4. bis 6. November 2008 soll im Vatikan ein offizieller Gedankenaustausch zwischen muslimischen und katholischen Gelehrten zum Thema Gottes- und Nächstenliebe stattfinden. – Zum Brief der 138 Muslime hat die Internationale Konferenz Bekennender Gemeinschaften „Erläuterungen“ herausgebracht, die von Islamkennern erarbeitet wurden; sie weisen vor allem auf das unterschiedliche Verständnis von Begriffen wie „Frieden“ oder „Gottesliebe“ hin. (In und bei „Diakrisis“, März 2008, Schulstr.1, D-72810 Gomaringen). Die Herausgeber zu ihren Erläuterungen:

(...) Wir bitten also alle Christen, besonders aber die kirchlichen Führer, an die das „Gemeinsame Wort“ der 138 muslimischen Gelehrten primär gerichtet ist, es im Lichte der von uns vorgelegten Analyse diakritisch zu lesen und sich auf einen interreligiösen Dialog nur in großer theologischer Vorsicht und in klarer Benennung der fundamentalen Unterschiede zwischen den Religionen einzulassen. Das bedeutet weder eine Verachtung der auch von uns bewunderten persönlichen Frömmigkeit vieler gläubiger Muslime noch die Verweigerung einer Zusammenarbeit im Interesse der Wahrung, bzw. Wiederherstellung des Völkerfriedens – zumal in solchen Gebieten, in denen muslimische und andersgläubige Bevölkerungsteile in blutige Kämpfe verstrickt sind und darunter leiden.

Wohl aber ist es nötig, beide Bereiche, den geistlichen und den weltlichen, sorgfältig zu unterscheiden und sich in der sachlich gebotenen Kooperation nicht auf Kompromisse im Glauben einzulassen.

Anmerkungen zur Krippenpolitik

„Verstaatlichung der Erziehung?“ fragt Dr. Manfred Spieker, Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Osnabrück, mit dem Titel des neuen Heftes der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ und macht in dem Heft „Anmerkungen zur Krippenpolitik“ (Nr. 350, bei: Kath. Sozialwissenschaftl. Zentralstelle, Brandenberger Straße 33, D-41065 Mönchengladbach. E-Mail:

Zeit im Spektrum

kige@ksz.de Internet: www.ksz.de). Die Familienpolitik in Deutschland bedürfe erheblicher Korrekturen, stellt er fest, und bemerkt dazu u.a.:

(...) Für Eltern, die aufgrund ihrer Einkommensverhältnisse zu doppelter Erwerbstätigkeit gezwungen sind, die ihre Ausbildung oder ihr Studium noch nicht abgeschlossen haben oder die – in gewiss seltenen Fällen – mit der Erziehung ihres Kindes dauerhaft überfordert sind, ist eine Kindertagesstätte eine große Hilfe. Ein Ausbau der Kindertagesstätten ist deshalb nicht apriori ein Sündenfall. Er wird es aber dann, wenn er die Krippen funktionalisiert für die Bevölkerungspolitik, die Arbeitsmarktpolitik, die Bildungspolitik oder Genderpolitik, und wenn er mit seinen Milliardeninvestitionen Anreizsysteme schafft, die die Krippenbetreuung so favorisieren, dass sie eo ipso die familiäre Betreuung von Kleinkindern bestrafen. Eine Krippenpolitik, die sich darauf beschränkt, den jungen Familien die gesuchte Hilfe anzubieten, könnte sich wohl mit den im TAG [Tagesbetreuungsbaugesetz] avisierten Zielen begnügen. Sie hätte sich, wenn sie das Subsidiaritätsprinzip beachtet, aber auch zu fragen, ob es in den nicht wenigen Fällen, in denen die Eltern aufgrund ihrer Einkommensverhältnisse genötigt sind, einer doppelten Erwerbstätigkeit nachzugehen, nicht familiengerechter wäre, die Einkommensverhältnisse zu verbessern als die Krippen auszubauen. Die bessere Lösung der Vereinbarkeitsproblematik wäre die sequentielle Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Eine subsidiäre Familienpolitik hat Müttern nach einer kinderbedingten Unterbrechung der Berufstätigkeit zu helfen, wieder in ihren früheren oder einen anderen Beruf einzusteigen. Dies entspräche auch den Wünschen der betroffenen Familien, die nach einer Untersuchung des Ipsos-Instituts vom März 2007 nur zu etwa 17% der Meinung sind, dass Kinder in einer Krippe am besten aufgehoben sind, zu 81 % aber die Erziehung zuhause durch die Eltern für das Beste halten.

Auf schnelltem Weg in die Krise

Unter dem Titel „Europa vor dem Rentenschock“ führte Stefan Baier in der katholischen Zeitung „Die Tagespost“ anhand der Bevölkerungsstatistik die harte Wahrheit der demographischen Entwicklung vor Augen und zog Folgerungen daraus (DT, 7.6.2008, S.9; Dominikanerplatz 8, D-97070 Würzburg):

Beträgt der Jugendanteil in Deutschland heute 14,5 Prozent und der Anteil der Ältern 18,6, so wird die Jugend im Jahr 2050 nur mehr 11,9 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, die Älteren aber 31,5 Prozent (...)

Wer angesichts dieser Statistiken noch meint, das Renten- bzw. Pensionssystem sei mit ein Paar Reförmchen zu retten, die Pflege der Hochbetagten sei dauerhaft und umfassend versicherbar, die allgemeine Gesundheitsversorgung sei langfristig finanzierbar, gehört als Zwangseuphoriker in die Unterhaltungsbranche, aber nicht auf die Regierungsbank. Wer angesichts dieser Situation öffentlich zum „Weiter so!“ in der Familien- und Gesellschaftspolitik, in der Wirtschafts- und Sozialpolitik aufruft, ist ein Narr. Wer aber die gesellschaftliche Dramatik des Kindermangels erkennt und dennoch die bestehende gesellschaftliche, finanzielle und wirtschaftliche Diskriminierung von Mutterschaft und Kinderreichtum fortsetzt, ist entweder ein gemeingefährlicher Ideologe oder ein Verbrecher.

„Zusammenhänge ungeahnten Ausmaßes“

Mit der Enzyklika „*Humanae vitae*“, die vor 40 Jahren veröffentlicht wurde, befasste sich das neue Heft von „Medizin und Ideologie“, das Informationsblatt der Europäischen Ärzteaktion (1/2008; Europ. Ärzteaktion, Postfach 200, A-5010 Salzburg. E-Mail: aerzteaktion@aol.com. Internet: www.aerzteaktion.eu). Vom 15.-17. August 2008 will die Ärzteaktion dazu auch einen Kongress in Königstein/Taunus veranstalten. Dr. med. Bernhard Gappmaier, der Vorsitzende, schreibt zum Thema:

Wir wollen Ihre Aufmerksamkeit auf ein geschichtliches Ereignis hinlenken, das seit nunmehr 40 Jahren ein Zeichen des Widerspruchs für die Welt und für die Christen in ihr im Besonderen darstellt. Am 25. Juli 1968 veröffentlichte der damalige Papst Paul VI. seine Enzyklika „*Humanae vitae*“ über die rechte Ordnung der Weitergabe menschlichen Lebens.

Das bis heute viel kritisierte Dokument verdient es, frei von Vorurteilen vor allem auch von uns Ärzten immer wieder neu gelesen zu werden. Und wir werden

dann entdecken, dass sich uns darin Zusammenhänge ungeahnten Ausmaßes erschließen. Die in den vergangenen vierzig Jahren nach der Verkündigung dieses Lehrschreibens eingetretenen Entwicklungen haben inzwischen die prophetische Dimension seines Inhaltes offenkundig gemacht.(...)

Mehrere Beiträge befassen sich in der vorliegenden Ausgabe unserer Zeitschrift aus gebotenen Anlass mit der Enzyklika „Humanae vitae“. Wir sehen uns dazu auch besonders durch den fachlichen Bezug der von Dr. Siegfried Ernst als damals evangelischem Arzt bereits 1964 verfassten „Ulmer Denkschrift“ verpflichtet. Und wir beabsichtigen, auf diese Thematik auch in den folgenden Nummern dieses Jahres schwerpunktmäßig Bezug zu nehmen.

Aus dem Ruder gelaufen

Mit der Entwicklung der „Verlagsgruppe Weltbild GmbH“, eines Unternehmens im Besitz von 14 deutschen Diözesen und des Militärbischofsamtes, befasste sich das PUR-Magazin (Heft 6/2008, S.29; Hauptstr.22, D-88353 Kiflegg. Internet: www.pur-magazin.de / E-Mail: redaktion@pur-magazin.de):

Der katholische Medienkonzern Weltbild trennt sich von seinem Zeitschriften-geschäft. Die bestehenden 26 Titel und Sonderhefte mit einer Gesamtauflage von 1,3 Millionen Exemplaren seien an das katholische Verlagshaus Bayard Presse aus Frankreich verkauft worden, teilte Weltbild am 26. Mai mit (...)

Das Unternehmen gehört katholischen Bistümern in Deutschland. Zum Weltbild-Gesamtgeschäft steuerten die Magazine, von der Kinderzeitschrift bis zur Senioren-illustrierten, zuletzt nur wenig bei. Die Milliardenumsätze gehen vor allem auf Konto der Expansion des Versandhandels ins Ausland und der Kooperation mit dem Münchener Familienunternehmen Hugendubel, das Weltbild die Marktführerschaft im deutschen Buchhandel einbrachte. Jüngster Coup: die Einverleibung des Karstadt-Buchgeschäfts. Mit der Akzentverschiebung in Richtung Handel hat das bischöfliche Medienunternehmen Weltbild sein katholisches Profil praktisch aufgegeben und verkauft offen auch Erotik- und Esoterik-Artikel.

Fauler Friede?

Im Geleitwort zum „Directorium spirituale“ für den Monat Juli 2008 erinnert Prälat Josef Grabmeier an die Pflicht, dem Bösen zu widerstehen und sich ihm nicht anzupassen (bei: Erhardi Druck GmbH, Leibnizstr.11, D-93055 Regensburg):

(...) Die Botschaft Jesu ist in sich und von sich aus ein Widerspruch gegen die Macht des Bösen in der Welt, gegen Gottlosigkeit und Selbstherrlichkeit, gegen Ungerechtigkeit, Beliebigkeit und Bosheit. Diesen Widerspruch dürfen wir als Christen nicht aufheben und auflösen. Wir müssen ihn vertreten, zur Sprache bringen und austragen. Die Märtyrerkirche zu Beginn und durch die Jahrhunderte hindurch bis heute legt Zeugnis davon ab. Leider ist die Kirche immer wieder hin und her geworfen zwischen „hinnehmen“ und „sich wehren“, zwischen „dulden“ und „anklagen“. Ob sie nicht manchmal zu lange schweigt und so zulässt, dass das Böse Oberhand nimmt?

Was Widerstand heißt, haben uns tapfere Zeugen in der NS-Zeit wie Pater Rupert Mayer, Pater Alfred Delp oder wie Domprediger Dr. Johann Maier in Regensburg und viele andere vorgelebt und leben uns heute ungezählte Bekenner in Ländern, in denen die Christen verfolgt werden, vor. Die Angriffe auf die Kirche breiten sich auch bei uns aus, wenn auch verhaltener, aber sie mehren sich. Spott und Verhöhnung christlicher Symbole werden in der Öffentlichkeit bedenkenlos hingenommen. Bücher über Gewalt, Sex und Esoterik werden heute auch schon von einem kirchlichen Verlagshaus vertrieben und – alles schweigt. Wir brauchen wieder neu den Geist der ersten Jünger und all der Märtyrer, die sich nicht den Mund verbieten ließen und den Kopf hingehalten haben „Ihr habt im Kampf gegen die Sünde noch nicht bis aufs Blut Widerstand geleistet“ (Hebr.12,4).

„Zukunftsgespräch“?

Zu den Forderungen nach einem „Zukunftsgespräch“ der Kirche in Deutschland, die beim Katholikentag im Mai wieder laut wurden, nahm Regina Einig in der Zeitung „Die Tagespost“ Stellung (31.5.08; Dominikanerplatz 8, D-97070 Würzburg):

In der Nachlese zum 97. Deutschen Katholikentag fällt ein Wunsch des ZdK-Präsidenten Meyer auf. Er hofft auf ein Pastorales Zukunftsgespräch zwischen Bischöfen, Priestern und Laien in Deutschland. Das klingt durchaus unspektakulär, fast nach einem vertrauten Vorgang (...) In der Gemeinsamen Konferenz, in der gewählte Vertreter des ZdK und der Bischofskonferenz zusammenarbeiten, stieß der Gedanke auf Zustimmung. Der ständige Rat der Bischofskonferenz hielt das Ganze allerdings für entbehrlich und lehnte den Vorschlag im Herbst 2007 ab (...)

Über eine Neuauflage der Würzburger Synode wagt derzeit niemand, auch nicht das ZdK-Präsidium, laut nachzudenken. Doch wäre es blauäugig, eine faktische

Fortsetzung unter anderem Namen deswegen langfristig auszuschließen (...)

Welche Punkte Gegenstand eines Zukunftsgesprächs sein könnten, ist auf einem auf der Homepage des ZdK publizierten Entwurf nachzulesen: ein neues Leitbild für das Verhältnis von Priester und Laien, Förderung von Wortgottesdiensten und Mahlfeiern, „eucharistische Gastfreundschaft“ und die Aufgaben der Frauen in der Kirche, „weil die Verweigerung der Frauenordination einen Widerspruch zu unserer Grundauffassung von der Gleichheit von Mann und Frau darstellt“. Sind diese Fragen diskussionswürdig? Das Gros der Gläubigen hat andere Sorgen. Die rote Karte der Bischöfe ist die richtige Antwort.

„Mönche überflügeln Madonna“

„Die Kirche betrachtet den Gregorianischen Choral als den der römischen Liturgie eigenen Gesang; demgemäß soll er – gleiche Bedingungen vorausgesetzt – in der liturgischen Handlung den ersten Platz einnehmen.“ So bestimmte es das Zweite Vatikanische Konzil (Sacros. Conc. 116). Dennoch ist dieser Choral aus der Kirche so sehr verschwunden, dass er für von einer neuen Generation erst wieder neu entdeckt werden muss und dann ein faszinierendes Erlebnis werden kann. In einem Bericht der „Passauer Neuen Presse“ (17.6.2008, S. 22) hieß es:

Mit voller Inbrunst und im freien Rhythmus lassen die Männer im hohen Kirchenschiff die Töne schweben. Die Schwingungen steigen in die Höhe des Raums und vereinen sich zu einem überirdischen Klang. Ein Gesang in vollkommenen Einklang der Stimmen, nur Gott gewidmet. Womöglich ist es gerade diese Ausrichtung aufs Jenseits, die so viele Menschen im Diesseits bewegt. Denn die Mönche des Zisterzienserklosters Heiligenkreuz bei Wien sind auf dem Weg nach ganz oben in den internationalen Charts. Die weltweit größte Plattenfirma Universal Music, hat die österreichischen Brüder entdeckt und groß herausgebracht.

Die CD der Mönche „Chant – Music for Paradise“ mit vertonten Psalmen stürmte in den letzten Wochen die Hitparaden, überholte in den englischen Charts sogar Madonna und Amy Winehouse und ist in den World Charts zur Zeit auf Platz 7 (...)

Der Plattenerfolg hat einen Touristenansturm ausgelöst. Das seit 1133 bestehende Stift wird ohnehin pro Jahr von rund 170 000 Menschen besucht (...) Nun verzeichnen die rund 80 Mönche bereits zur ersten Andacht um 5.15 Uhr volle Reihen, erst recht bei den Abendgebeten (...)

Peter Hermes: Meine Zeitgeschichte 1922-1987. Schöningh-Verlag 2007. Seiten 341, Preis 44,90 Euro, ISBN 978-3-506-76464-5

Der Autor schildert die Phasen seines ungewöhnlichen Lebens: Er war Kind eines Ministers der Weimarer Zeit, Sohn eines Widerstandskämpfers, der im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt und auf wunderbare Weise doch gerettet wurde. Peter Hermes wurde Frontsoldat und Kriegsgefangener in Sowjetrußland. Die Menschenverachtung des deutschen Nationalsozialismus wie des sowjetischen Kommunismus auch dem eigenen Volk gegenüber wird sichtbar. Nach dem Studium in Bonn wurde er Diplomat, schließlich Botschafter und trotz seiner CDU-Mitgliedschaft beamteter Staatssekretär des Auswärtigen Amtes unter

dem sozialdemokratischen Bundeskanzler Helmut Schmidt. Das Buch trägt zu Recht den Titel „Meine Zeitgeschichte“, denn es zeigt recht realistisch das persönliche Erleben dramatischer Ereignisse von der Kindheit in Berlin bis zur Versetzung in den Ruhestand 1987 zwei Jahre vor dem Zusammenbruch der sogenannten DDR. Aus der Elitegeneration der Weimarer Zeit haben glücklicherweise doch manche Deutsche die Katastrophe des NS überlebt und so zum Aufbau der Bundesrepublik Deutschland beitragen können. Die Persönlichkeit des Autors, seine politische Weitsicht und seine große Detailkenntnis beeindrucken den Leser. Peter Hermes gelingt es, manches Klischee linker Herkunft überzeugend zu korrigieren. Das Buch ist in einem sehr klaren und sachlichen Stil geschrieben und bietet dem historisch Interessierten



eine Menge Informationen und Zusammenhänge, die in so gediegener Form sonst kaum zu gewinnen sind. Sehr zu empfehlen. *Eduard Werner*

Wolfgang F. Rothe: „Pastoral ohne Pastor?“, 158 Seiten, 9. Band der theologischen Reihe „Distinguo“ im Verlag Franz Schmitt, Siegburg 2008, 9 Euro.

Selten liest man eine kirchenrechtlich derart fundierte Schrift, die sich durchaus nicht im Detail verliert, sondern den „roten Faden“ bewahrt und zugleich verständlich formuliert ist. Dem Kirchenrechtler Dr. Wolfgang F. Rothe gelingt diese Kombination aus Genauigkeit, übersichtlichem Aufbau und gut lesbarem Stil in seinem kritischen Sachbuch „Pastoral ohne Pastor?“ ausgezeichnet.

Dabei wagt es der Autor, den Finger auf die Wunden innerkirchlicher Fehlentwicklungen zu legen und unverblümt auf Missstände hinzuweisen. Dem Verfasser geht es allerdings nicht um übliche Kirchenschelte, wie man sie aus linksliberalen Theologenkreisen zuhauf kennt, sondern um besorgte Sachkritik aus Treue zur Kirche und aus Liebe zur wirklichen Pastoral, die es ohne Pastor nicht geben kann, denn der Pfarrer ist nicht irgendjemand, auch nicht nur Teil eines „Pastoral-Teams“, sondern verantwortlicher Hirte seiner Pfarrgemeinde.

Umso verhängnisvoller sind zunehmende Tendenzen, zumal in Deutschland, die Hirtensorge und Leitungsvollmacht des Pfarrers zu beschränken, ihn in ein Korsett mitbestimmender Laiengremien zu zwängen und die Dauerhaftigkeit seiner Amtsführung durch häufige Versetzungen, vorzeitigen Ruhestand oder gar Amtsenthebung zu gefährden. Die „Herde“ wünscht jedoch einen Hirten, den sie kennt – und die Pfarrei braucht einen

Seelsorger, der als dauerhafter Ansprechpartner fungiert, weil er nur so wahrhaft der „Vater“ seiner Gemeinde sein kann.

Die Eigenverantwortung und der Leitungsdienst des Pfarrers werden hierzulande seit fast 40 Jahren durch den Pfarrgemeinderat zunehmend ausgehöhlt, heute oft als „Kirchengemeinderat“ bezeichnet, um sogar den Begriff des „Pfarrers“ auszumerzen. Obwohl das Kirchenrecht dem Pastoralrat lediglich eine beratende Funktion zuweist, hat sich gleichwohl nicht selten eine regelrechte bzw. regelwidrige (!) „Rätedikatur“ herausgebildet, die dem Pfarrer das Leben schwer macht und die letzten Nerven kostet, vom Schaden für die Gesamtseelsorge ganz zu schweigen.

Mit offenbar „brennender Sorge“ warnte Papst Benedikt XVI. die deutschen Bischöfe bei ihrem Ad-limina-Besuch vom 18.11.2006 davor, bei Pastoralplänen „den Blick auf das Wesentliche

zu verstellen“; insbesondere dürften gewisse Reformen nicht dazu führen, dass „das Bild des Pfarrers, das heißt des Priesters, der als Mann Gottes und Mann der Kirche eine Pfarrgemeinde leitet, zu verschwimmen droht“.

Das fatale Ergebnis, das der Verfasser klarsichtig in seinem Buch aufzeigt: Der Pfarrer sieht sich heute einem doppeltem Druck ausgesetzt: jenem „von oben“ durch bischöfliche Behörden und dem Druck von unten durch die allgegenwärtige „Rätedemokratie“. Dies führt letztlich zu einer Pseudo-Pastoral ohne Pastor, zur Willkürherrschaft kirchenkritischer Laienfunktionäre und zur Vorherrschaft verfehlter „Strukturen“ aus den Amtsstuben der Ordinariate, die dafür sorgen, dass „das Bild des Pfarrers immer mehr zu verschwimmen droht“ – obgleich der Papst genau davor warnt!

Felizitas Küble

Gebetsmeinung des Hl. Vaters Juli 2008

1. dass die Zahl derer wächst, die als freiwillige Helfer in der christlichen Gemeinschaft mit Hochherzigkeit und Bereitschaft ihren Dienst leisten.

2. dass der Weltjugendtag in Sydney in Australien unter den Jugendlichen das Feuer der göttlichen Liebe entfacht und sie zu Boten der Hoffnung auf eine neue Menschlichkeit macht.



Leserbrief: Betr.: Ihr Artikel „Verhalten mit Konsequenzen“, S. 186, in der Ausgabe vom Juni 2008

„Seit längerem ist bei Ehescheidungen vom Gesetzgeber das frühere Verschuldungsprinzip durch das Zerüttungsprinzip verdrängt worden, vor allem sehr zu Ungunsten betroffener Katholiken. Wenn ein „schuldloser“ Katholik, der sakramental geheiratet hatte, geschieden wurde, hatte er schlechte Karten.

Ein anderer Fall zu Ihrem Artikel:

Traf bisher ein Witwer eine heiratswillige Witwe, die ihre Witwenrente behalten wollte, konnte er das kirchliche Sakrament nicht erhalten, da nach §§ 67,67 a PStG vor der kirchlichen die standesamtliche Eheschließung zwingend erforderlich war. In diesem Fall verliert die Witwe ihre Witwenrente. Auch das führt manchmal zu sogenannten Onkelehen.

Hierzu erscheint jetzt ein Hoffnungs-schimmer!

Kirchliche Trauungen sollen nach dem im vergangenen Jahr vom Bundestag verabschiedeten Personenstandsgesetz ab 2009 auch ohne vorherige standesamtliche Eheschließung möglich sein. Die Deutsche Bischofskonferenz arbeitet dazu eine kirchenrechtliche Regelung aus.

In §70 (Bußgeldvorschriften) des neuen PStG von 2007 fand ich folgendes:

Zum Wegfall der Ordnungswidrigkeit einer kirchlichen vor der standesamtlichen Eheschließung: Die Erfahrungen haben gezeigt, dass „andere in Deutschland vertretene Religionsgemeinschaften“ trotz wiederholten Hinweises durch verschiedene deutsche Stellen nicht dazu bewegt werden konnten, ihre Eheschließungspraxis nach den §§ 67,67 a PStG auszurichten. Es sollte daher bei dem Wegfall der im Verhältnis zu den beiden großen Kirchen nicht erforderlichen und sonst offenbar wirkungslosen Vorschrift bleiben.“ *Frank J. Diekmann*

Nächtliche Anbetung in Oberhaid:

12./13.07.2008 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;
Wietmarschen: 05.07.2008, Herz-Mariä-Sa. im St. Matthiasstift, hl. Messe in der Wallfahrtskirche; Hinweise: 05921-15291

Großer Gebetstag in Marienfried:

19./20. Juli 2008, Pfaffenhofen a. d. Roth, Thema: Selig, die das Wort Gottes hören und es befolgen. Mit: H. Msgr. Ehrendomkapitular L. Vogel und Hwst. H. Erzbischof Wolfgang Haas; Hinweise: 07302-9770

4. internationales JUGEND 2000 Prayerfestival in Waghäusel

bei Karlsruhe vom 13. bis 17. August 2008; Motto: Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch herab kommen wird, und ihr werdet meine Zeugen sein (Apg 1,8); Anmeldung: 06232-623343

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

8. bundesweite Jugendwallfahrt nach Lourdes zum 150-jährigen Jubiläum

9.8. - 17.8.2008; Organisation: Weltjugendtagsteam; vielfältiges Programm aus spirituellen und touristischen Angeboten (hl. Messe, Sakraments- und Lichterprozessionen, Katechesen, Workshops, Ausflüge) Hinweise: 0932-924213 oder www.weltjugendtags-team.de

Messfeiern im alten Ritus

Messfeiern gemäß dem Motu Proprio/Summorum Pontificum siehe Heft 1/2008, S. 29

Sühnenacht Sühneanbetung

Klotten: 13.07.2008, St. Maximinus, Fatimabetsabend, Beginn 19.00 Uhr, mit Ro.kr. und Beichte, Lichterprozession, feierl. Hochamt; Hinweise: 02671-3391

Der Fels e.V. und der IK Augsburg laden ein zur Exkursion am Sonntag, 13. Juli 2008 zu Besichtigungen: Synagoge Binswangen, Marienkapelle Binswangen und Kloster Holzen.

Treffpunkt: Alte Synagoge Binswangen bei Wertingen (zwischen Augsburg und Dillingen) Hinweise: 08152-1723

München-Freising: 4.7.2008, 16.30 Uhr, Rhaetenhaus, München, H.H. Pater Karl Hartl PA: Das Leben der Maria Anna Josepha Lindmayr; Hinweise: 08142-400766

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Jürgen und Nathanael Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17, 82065 Baierbrunn
- Marianne Müller
Kohlenplatte 10, 91077 Hetzles
- Dr. Andreas Püttmann
Weststr. 74a, 46535 Dinslaken
- Prof. Dr. Lothar Roos
Kollegium Albertinum
Adenauer Allee 19, 53111 Bonn
- Prof. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelbergerstr. 18
86399 Bobingen

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;
Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.,
Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;
Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

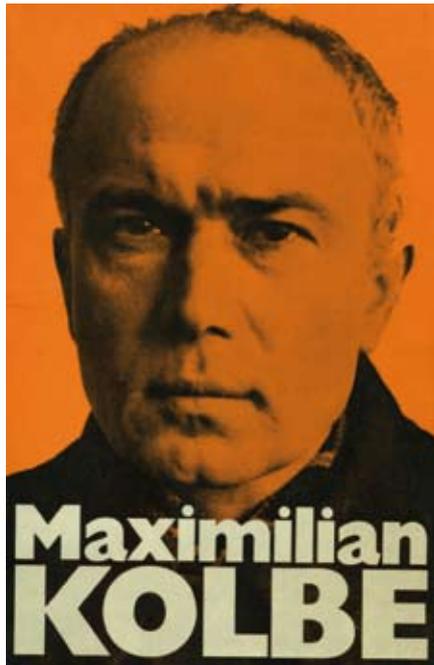
Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,
Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

P. Maximilian Kolbe und der Regenbogen über Auschwitz

Durch die Hölle von Auschwitz mussten neben Juden auch Angehörige anderer Völker und anderer Religionen gehen. Das ist weithin unbekannt. Auch die christlichen Glaubenszeugen wie beispielsweise die Klosterschwester Angela Autsch und Pater Maximilian Kolbe dürfen nicht vergessen werden, denn sie zeigen, dass selbst in die aussichtsloseste Hölle ein Strahl von Hoffnung und Erbarmen fallen kann.

Der spätere Maximilian Kolbe ist als Raimund Kolbe 1894 in einer Kleinstadt bei Lodz in Polen geboren. Von 1905 an lebte er im Internat eines Franziskanerklosters, wo er das Gymnasium mit dem Ziel besuchte, Priester zu werden. Raimund pflegte von Kindheit an die Verehrung der Gottesmutter mit besonderer Intensität. 1910 wurde er Novize im Kloster und führte von da an den Ordensnamen Maximilian. In den ideologischen, politischen und wirtschaftlichen Wirren des beginnenden 20. Jahrhunderts erkannte er die Kraft des Gebets, das allein vor einseitigen Standpunkten bewahren kann. Der junge Priester Maximilian Kolbe, der zunächst in Italien studiert hatte, kehrte nach dem 1. Weltkrieg nach Polen zurück. Trotz heftiger Tuberkulose entfaltete Pater Kolbe umfangreiche Tätigkeiten. In Niepokalanov baute er ein Barackendorf, wo er religiöse Schriften herstellte. Sein Arbeitseifer und sein Charisma motivierte viele Jugendliche, sich ihm anzuschließen. Auf erstaunliche Weise konnte Pater Maximilian auch in Japan klösterliche Pressehäuser gründen. Schließlich kehrte er wieder in sein polnisches Klosterdorf Nie-



pokalanov zurück. Als Polen 1939 vom deutschen Militär besetzt wurde, kamen sofort auch SS-Einheiten, um neben Juden auch katholische Priester und national gesinnte Polen zu verhaften. Die Widerstandskraft der Polen und damit auch der Kirche sollte gebrochen werden. Im Februar 1941 wurde Pater M. Kolbe von SS-Leuten verhaftet. Er kam mit seinen Leidensgenossen nach Auschwitz, wo viele Menschen einen entsetzlichen Tod fanden. Eines Tages gelang einem Gefangenen die Flucht. Zur Strafe und zur Abschreckung wurden vom SS-Mann Fritsch zehn Männer zum langsamen Sterben im Hungerbunker ausgewählt. Einer der Todeskandidaten mit Namen Gajowniczek brach daraufhin seelisch und körperlich zusammen. Er schrie: „Meine Frau, meine Kinder“. Da tritt plötzlich Pater Kolbe nach vorne und bittet den SS-Mann für Gajowniczek

sterben zu dürfen. Der SS-Mann brüllt darauf: „Bist Du verrückt geworden, Du Schwein?“ Dann geht er plötzlich vom Du zum höflichen Sie über. „Wer sind Sie?“ – „Ich bin katholischer Priester.“ – „Für wen wollen Sie sterben?“ – „Für diesen“ sagt Pater Kolbe und zeigt auf Gajowniczek. Der SS-Mann Fritsch gibt mit einer Geste das Zeichen des Einverständnisses und geht schnell weg. Offenbar kann er das Opfer von P. Kolbe nicht ertragen. Die Todeskandidaten werden sofort nackt in den Sterbebunker abgeführt. Dort gibt es nichts mehr zu essen und zu trinken, bis der Tod eintritt. So oft dort bisher Gefangene zum Verhungern und Verdursten eingesperrt waren, hörte man draußen Geheul, Schreie, Flüche und Verwünschungen. Dieses Mal hörte man dagegen Singen und Beten. Nach zehn Tagen lebte nur noch einer – Pater Kolbe. Er erhielt die Todesspritze. Sein heroisches Leben und Sterben würdigte die Kirche 1982 durch die Heiligsprechung.

Das Opfer von Pater Kolbe und anderer christlicher Märtyrer wurde in Auschwitz bekannt. Die Gefangenen sahen plötzlich, dass jenseits dieser Hölle ein Reich der Liebe existiert. Der heutigen Nachwelt könnten die Märtyrer des 20. Jahrhunderts zeigen, welche Grundhaltung nötig ist, um eine Wiederholung der Hölle auf Erden zu vermeiden. Gerade nach Auschwitz ist es sinnvoll und notwendig, zu beten. Tröstlicherweise erschien beim Besuch des Papstes im Juli 2006 über dem Gelände von Auschwitz ein großer Regenbogen – das biblische Zeichen der Versöhnung zwischen Gott und den Menschen.

Eduard Werner